Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 11 | Leipzig, den 16. März | 1899

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Undank — Allzumal Sünder — Das neue Dogma (Kaftans Dogmatik) — Die erste Klostergründung — Eine amerikanische Danksagungspredigt — In der Geisterstunde — Verschiedenes: Von den beantworteten Fragebogen — Probenummern — Anzeigen: Brot für Steine

Undank

Für keine Wohlthat liegt uns zu danken so fern als für die hehre Wohlthat der Erziehung. Jeder kann bei sich die Probe machen. Wir dankens unserm Vater, daß er uns Etwas lernen ließ, dem Lehrer oder Meister, daß wir Etwas bei ihm lernten; wir danken der Mutter ihre große Liebe, dem Freunde Verständnis und frohe Stunden, dem Dichter und dem Denker allerhand Bereicherung unsers Lebens: eine Erinnerung, eine kurze Reflexion, und das Dankgefühl ist da. Aber die uns vielleicht am meisten erzogen haben, die uns vielleicht nur erzogen haben, oder was an der Berührung mit andern lieben Menschen eigentliche Erziehungsleistung ihrerseits war, das ist nicht im Reiche unsers dankbaren Andenkens zu Hause, das kommt nur mühsam über dessen Schwelle. Mit Freuden kehrt das Kind der Liebe den Rücken, die es vor allem erzogen hat, und wirft sich der Liebe in die Arme, bei der andre Güter winken. Und es sind Ausnahmen, wenn endlich der reife Mensch begreift, was seine Erzieher an ihm gethan haben. Wir bilden uns alle mehr oder weniger ein, uns selbst erzogen zu haben.

Nun geht ja die Rede von einer „Erziehung des Menschengeschlechts“ durch Gott. Aber wie Viele glauben eigentlich daran? Wie Viele wissen sie ihm Dank? R

Allzumal Sünder

Römer 3, 23

Ein starkes Wort im Munde des Apostels! Ohne Ausnahme und Unterschied erklärt er alle Menschen für Sünder. In der Kirche freilich ist man allzusehr gewohnt geworden, dergleichen zu hören. Dort haben solche Worte ihre Schärfe, ihre Herbigkeit verloren. Aber sagts einmal im gewöhnlichen Leben einem Menschen ins Gesicht, daß er ein Sünder sei. Er wird euch böse Augen machen. Ruft es in irgend eine Versammlung hinein: Hier sind allzumal Sünder! Welch einen Tumult wird das geben! Ist es nicht wahr, was der Apostel sagt, dann ist es jedenfalls eine schwere Beleidigung für Alles, was sich für rechtschaffen und erhaben hält. Und das Christentum, das so von den Menschen denken lehrt ist dann in der That eine menschenfeindliche Lehre. Laßt uns sehn!

Die Erzählung vom ersten Sündenfall ist eine Geschichte von tiefsinniger Wahrheit. Wie dort ein Sünder den andern verführt, so gehts immer wieder. Die Sünde ist wie eine ansteckende Krankheit. Es muß nur erst Einer gezeigt haben, daß so etwas möglich ist. Er nimmt damit auch einem Andern, der mit dabei ist, die Scheu vor dem Unrecht. Wer für dergleichen irgend eine verwandte Ader, irgend eine vielleicht noch ganz heimliche Neigung in sich trägt, der läßt sich mit fortreißen und steckt in der Sünde drin, ehe ers selber recht denkt. Schlechte Gesellschaft verdirbt gute Sitten. Wie viele Eltern haben das an ihren Kindern zu ihrem tiefsten Kummer schon erleben müssen.

O es geht weit damit. Seht euch einmal um unter den Völkern, die ihr einigermaßen kennt. Wir wissen von dem Deutschen, dem Franzosen, wie wir sagen, dem Russen, dem Nordamerikaner uns ein ungefähres Bild zu machen. Jedem rühmen wir mancherlei Vorzüge nach. Bei Jedem entdecken wir aber auch allerlei Schattenseiten. Was bedeutet das? Das bedeutet: es sind bestimmte sündige Neigungen, Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten über ein ganzes Volk verbreitet. Und das alles sind doch Völker von vielen Millionen. Natürlich ist nicht gesagt, daß all diese Millionen in ihren Verkehrtheiten wie in ihren Tugenden durchaus einander gleich wären. Aber im Durchschnitt, im großen und ganzen ist es doch dieselbe Eigenart im Guten und im Schlimmen. Auch jeder Stand hat seine besondern Standessünden, die im allgemeinen nahezu Jeder teilt, der mit dazu gehört. Wie genau wissen die einzelnen Stände gegenseitig darüber Bescheid. Sie werden nicht müde, in Spott und Ernst ihre Untugenden sich vorzuwerfen. Jede Stadt, jedes Dorf hat seinen besondern Charakter. Wie das kleinste Dorf sein besondres Deutsch spricht, immer etwas anders, oft ganz merkwürdig anders als das nächste Nachbardorf, so hat es auch seine besondern Sitten und Unsitten, sein besondres, ihm gerade eigentümliches Gepräge im Rechten und im Schlechten. Wo überhaupt Menschen zusammenleben, da kommts auch zu gemeinsamen Fehlern und Sünden. Das aber ist das Bedenklichste dabei, daß so etwas dann überhaupt nicht mehr als Sünde angesehen wird. Weil Alle es so machen, so macht sich Niemand mehr ein Gewissen daraus.

Noch hab ich nichts von der kleinsten Gemeinschaft, von der Familie gesagt. Und leider müssen wir Eltern uns eingestehen: gerade am leichtesten springt die Sünde von den Eltern auf die Kinder über. Wir sollen unsre Kinder in allem Guten erziehen und mit dem rechten Beispiel ihnen vorangehen. Aber da sind wir nun Tag für Tag bei ihnen und sie bei uns. Im engen Raum unsrer vier Wände, wo wir ungezwungen uns geben, wie wir sind, leben wir mit ihnen zusammen. Nur zu bald entdecken wir allerlei Unarten, allerlei üble Eigenschaften an ihnen, und wenn wir ehrlich sein wollen, bei so Manchem ist es doch ganz unwidersprechlich: Das haben sie von uns. Wir nennen es Unart. Aber sie sind damit ganz und gar nicht aus der Art geschlagen, im Gegenteil recht in der Art geblieben. Unsre eigne Art ist es so. Von uns haben sies abgesehen und angenommen. Vielleicht hats ihnen sogar von vornherein im Blut gesteckt, in dem Fleisch und Blut, das sie von uns überkommen haben. Ja, da kommen wir zu dem Gesetz der Vererbung, von dem heutzutage so viel die Rede ist. O, es ist ein großes, gesegnetes Gesetz! Wo wären wir ohne das Erbe der Jahrhunderte, das wir mitbringen gleich mit dem Tage unsrer Geburt. Unsre Kinder, wenn sie neugeboren auf unsern Armen liegen, ein liebes, freundliches Gottesgeschenk, welch ein wunderbares Rätsel, welch ein unergründliches Geheimnis sind sie doch!

Sie tragen in sich als das Erbe einer langen Vergangenheit, auch als unser Erbteil die verschiedensten Keime und Triebe, Neigungen und Anlagen. Aber freilich es sind nicht nur treffliche und liebenswürdige, es sind vielleicht auch sehr zweifelhafte, sehr gefährliche darunter. Nun meine ich zwar, unsre Kinder kommen aus Gottes Hand, und es gilt deshalb auch hier: Gott sahe an Alles, was er gemacht hatte, und siehe da: es war sehr gut! Ja, ich meine, gerade die eigenartigsten, die gefährlichsten Anlagen und Triebe, die in einem Menschen stecken, sie können und sollen nach des Schöpfers Willen zu den besten und wertvollsten sich entwickeln. Die Schwächen und Verkehrtheiten unsrer Natur klagen uns auch deshalb an, weil sie eigentlich zu guten, nützlichen, edlen Seiten unsers Wesens hätten werden müssen! Mit dem größten Ernst, mit der sorgsamsten Treue sollten wir auf unsrer Hut sein, daß unsre Kinder nicht dereinst als stumme Ankläger vor uns stehen, weil wir ihnen gar zu viel böse Dinge mitgegeben haben als eine schlimme Bürde auf ihrem Lebenswege.

Und noch Eins. Ist die Sünde vollbracht, ist das schlechte Wort gesprochen, die böse That geschehen, dann bringt sie keine Macht der Welt wieder in unsre Gewalt. Mit keinem Gelde kaufen wir sie zurück. Sie ist jetzt von uns unabhängig, von uns frei geworden. Zu einem Gespenst, einem bösen Geist, einem Unhold ist sie geworden, der nun auf eigne Hand sein Wesen treibt, noch in manches Herz den Unkrautsamen wirft, noch manch Einem den Fallstrick stellt und Sünde auf Sünde häuft. Wenn uns einmal ein Engel Gottes bei der Hand nähme und uns den Weg zeigte, den es mit dieser oder jener Sünde genommen hat, die wir gethan haben, und zeigte, was für böse Folgen sie gehabt hat, wie manches Unheil daraus erwachsen ist, wir würden wahrscheinlich vor uns selbst erschrecken. Und nun der Gedanke, daß solch böser Worte, solch verkehrter Thaten täglich und stündlich tausende geschehen. Wie eben so viel böse Geister werden sie ausgesandt. Wie schlechte Dünste steigen sie auf und verderben die Luft. Das Kind, wenn es zur Welt geboren ist, liegt so unschuldig in seinem Wiegenbette, noch frei von dem Banne und Fluche der Sünde. Aber es ist hineingeboren in eine Luft, die mit Sünde durchtränkt und erfüllt ist. Es atmet beständig diese Luft ein, und eh es nur daran denkt, eh es nur recht unterscheiden lernt, was gut und böse ist, hat die Sünde schon von seinem Innern Besitz ergriffen. Wie der schwarze Fuß der schwarzen Ameise über den schwarzen Stein in der schwarzen Nacht, sagt ein arabisches Sprichwort, so leise und unmerklich schleicht sich die Sünde in das Menschenherz. Es giebt ein Reich der Sünde in der Welt. Wir Alle stehen unter seiner Botmäßigkeit. Wir Alle tragen das Unsre dazu bei, es zu mehren und es auszubreiten. Es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder.

Aber wie es damit geht. Ein Wandrer sucht im Hochgebirge durch Nacht und Wetter seinen Weg. Er meint, daß er die rechte Richtung hat. Plötzlich fährt ein heller Blitz hernieder. In seinem flammenden Scheine sieht er mit Schrecken, daß er dicht am Rande eines Abgrundes steht. Der Wandersmann ist die Menschheit, der Abgrund ist die Sünde, der leuchtende Blitz vom Himmel aber ist das Leben Jesu Christi. Dies Leben, auch ein Menschenleben und doch so rein, das hat der Menschheit erst gezeigt, daß sie auf verkehrtem Wege sei. An diesem hehren, gesegneten Leben gemessen, lernen wir erst recht uns und alle Menschen werten und schätzen, sehen wir erst recht: es ist hier kein Unterschied. So viel Unterschiede wir sonst auch machen zwischen Gut und Böse, Gerecht und Ungerecht, Fromm und Gottlos, einerlei ist das alles nicht, dennoch bleibts dabei: allzumal Sünder. Gott sei Dank, daß dasselbe Leben Jesu der Macht des Bösen die sieghafte Macht des Guten entgegengesetzt, daß er die Kraft uns gegeben und den Weg uns gezeigt hat, um los zu kommen von dem Banne der Sünde, daß er wider das Reich der Sünde das Gottesreich der Wahrheit und Freiheit, der Gerechtigkeit und Liebe aufgerichtet hat, dem endlich alle Macht der Sünde wird weichen müssen, wie die Nacht vor der aufgehenden Sonne weicht.

Dörries

Das neue Dogma

1

Wenige Aufsätze nur in der Christlichen Welt sind so viel besprochen worden, wie die beiden Artikelserien, die Professor Kaftan in Berlin im Jahre 1889 unter den Ueberschriften: Glaube und Dogma, und: Brauchen wir ein neues Dogma? darein geschrieben hat. Er übte in ihnen eine tief einschneidende Kritik am alten Dogma, eine Kritik, die sich größtenteils mit der Kritik der sogenannten liberalen Theologie deckte, aber er zeigte zugleich, daß es damit nicht gethan sei, daß die Kirche für die Verkündigung des Evangeliums, für die Ausbildung ihrer Diener, für die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts und für ihr Regiment ein Dogma, d. h. eine Lehre, die Autorität hat, gar nicht entbehren kann. Daraus leitete er als die eigentliche Hauptaufgabe einer Theologie, die der Kirche dienen will, die Schöpfung eines neuen Dogmas ab.

Wenn der Verfasser jener Artikel, die auch heute noch jeden Leser aufs fruchtbarste anregen und durch die Wärme und Kraft ihrer Gedankenführung ergreifen werden, nun eine Dogmatik hat erscheinen lassen, so hat auch der Leserkreis der Christlichen Welt Anspruch darauf, von diesem Buch zu erfahren.*) Denn dies Buch muß zur Anschauung bringen, wie weit Kaftan die Aufgabe, die er sich steckte, inzwischen gefördert hat, und es muß daran deutlich werden, ob das neue Dogma, dem seine Lebensarbeit gilt, dessen Formulirung die Dogmatik sucht, für gefunden gelten, daß heißt aber darauf rechnen darf, als treffender Ausdruck des evangelischen Heilsglaubens anerkannt zu werden.

Freilich muß ich dabei gleich bemerken, daß Kaftans Dogmatik nicht für untheologische Kreise bestimmt ist. Es ist ein Lehrbuch für Theologiestudierende, also für künftige Pfarrer; ihnen durfte der Verfasser eine strenge Denkarbeit nicht ersparen, und er konnte voraussetzen, daß sie den Stoff genügend beherrschten, um sich nach seinen Andeutungen über die biblischen Wurzeln und die geschichtliche Entwicklung des Dogmas vollständige Bilder auszugestalten. Aber gerade auch deswegen hat die Gemeinde ein lebhaftes Interesse an diesem Buch. Was es bietet, soll ja eine Anleitung zur Verkündigung des Evangeliums sein, es dient dem praktischen Zweck der Erbauung der Gemeinde. In der Richtung, die hier vorgezeichnet ist, wenn auch in aller Freiheit, wie es einem Prediger der evangelischen Kirche geziemt, predigen schon heute viele jüngere Pastoren, die durch Kaftans Unterricht hindurchgegangen sind und das, was in dem Buch nun schwarz auf weiß zu lesen ist, von Person zu Person auf sich haben wirken lassen. Die Frage also, die dies Buch wachruft, ist die: Wie soll nach seines Schöpfers Wille und Meinung unter uns das Evangelium gepredigt werden? — gewiß eine Frage, an deren Beantwortung die Glieder der Gemeinde den lebhaftesten Anteil nehmen müssen.

2

Es kann sich hier nur darum handeln, einen Eindruck von der Art und Weise zu geben, wie sich Kaftan die evangelische Predigt denkt und wünscht. Ich suche das an einem Beispiel klarzulegen und greife dafür das allerwichtigste Thema heraus, die Verkündigung von Jesus Christus. Kaftan führt darüber etwa Folgendes aus:

Die Summe der evangelischen Heilsverkündigung von Christus ist seine Gottheit. Denn nur deshalb predigen wir Christum, weil er Gott ist. Sonst gäbe es überhaupt keinen Glauben an Christus. Was heißt das nun, und in welchem Sinne bekennt sich der Christ zur Gottheit Christi? Worauf es dabei zuerst ankommt, das ist dies: zu fixiren, wodurch sich Jesus Christus von allen Andern unterscheidet. Dieser Unterschied besteht darin, daß Jesus die vollkommne Offenbarung Gottes ist, er selbst in seinem menschlich-geschichtlichen Personleben die Erscheinung des Lebens Gottes. Wir haben uns Gott so zu denken, wie Jesus ist. Wenn wir dies aber bekennen, so steht uns Jesus dabei nicht als eine geschiedne Person abgelaufner Geschichte vor Augen,

*) Dogmatik von D. Julius Kaftan. Freiburg, Mohr, 1897. 644 S.; gebunden 9,50 Mk.

sondern als der gegenwärtige, lebendige, erhöhte Herr. Dieser aber ist kein Andrer neben dem Jesus der Geschichte. Was ihn von diesem unterscheidet, ist lediglich der Eintritt in die Seinsweise und die Teilnahme an der Herrlichkeit Gottes. Aber der geistige Inhalt seines Lebens in der Erhöhung ist kein andrer als der des Lebensbildes, das die Evangelien darbieten.

So entsteht die weitere Aufgabe der evangelischen Verkündigung, anschaulich zu machen, wie das Leben Jesu Christi ein göttliches Leben, wenn auch in menschlicher Gestalt, sein kann. Freilich ist gerade diese Aufgabe mit unlösbaren Schwierigkeiten verknüpft, denn in das innerste Geheimnis des Lebens dringt keine Erkenntnis hinein. Sollen wir überhaupt den Versuch machen, das Leben Jesu in seiner Eigentümlichkeit zu erkennen und zu deuten, so müssen wir Analogien zur Hilfe heranziehen. Als eine solche bietet sich uns ungesucht das heroische Leben. Gewiß ist Jesus dem Glauben viel mehr als Heros, aber wir müssen uns das Größere am Geringern zum Verständnis bringen — und als das Geringere erscheint uns hier das persönliche Leben in der höchsten geschichtlich beobachteten Steigerung. Wenn wir nun auf die Heroen des geistigen Leben blicken, so finden wir, daß die Menschheit ihnen gewöhnlich eine wesentliche Förderung gerade in der Beziehung verdankt, worin ihr eignes individuelles Leben sich dem Verständnis entzieht, weil es über das allgemein Menschliche hinaus liegt. Ebenso bleibt auch in dem Personleben Jesu gerade in der Beziehung, in der er auf die Menschheit gewirkt hat, nämlich in seinem Verhältnis zu Gott, ein unerklärbares Etwas. Hiervon können wir nicht mehr sagen, als die Thatsache feststellen, daß er mit Gott eins, und daß diese Einheit mit Gott der verborgne Quell seines ganzen Wirkens war. Wir werden diese Einheit mit Gott indirekt aus seinem Wirken inne, aber nachempfinden können wir sie nicht; sie ist etwas viel Höheres als selbst die höchste erfahrene Gemeinschaft eines Menschen mit Gott. Wir können nur gewissermaßen den Punkt in Jesu geistigem Sein angeben, an dem sie sich vollzieht. Es ist das Ichbewußtsein, das Selbstgefühl, der innerste Kreis geistiger Bethätigung. Jesus hat sich als geistige Persönlichkeit nie anders gewußt, denn als eins mit Gott: dies Bewußtsein ist das personbildende Element in seinem Leben. Es ist ihm nicht zu allen Zeiten gleich klar und kräftig gewesen, aber es hat ihm doch nie gefehlt, und seine Entwicklung dürfen wir uns nicht als ein Erkämpfen eines anfänglich außen liegenden Gutes denken, sondern nur als die Steigerung eines Besitzes, eines ursprünglich, eben geheimnisvoll, in ihm Vorhandnen.

Dieser Gedanke der vollkommnen Einheit Jesu mit Gott birgt aber eine Schwierigkeit in sich: nämlich, daß wir in seinem geschichtlichen Leben so gar Nichts von göttlicher Allmacht im Sinne der unbedingten Durchsetzung seines Willens gewahren. Hebt das nicht den Satz auf, daß Jesus Gott ist? Das wäre der Fall, wenn die unbedingte Verwirklichung seines Willens das vornehmste Attribut Gottes wäre. Aber dem ist nicht so. Gott ist allmächtig, das heißt in erster Linie: Sein Wille ist unabhängig von Allem, was nicht selbst solcher Wille ist. Er ist sittlich vollkommen frei. Dies aber ist gerade ein wesentlicher Zug an dem Lebensbilde Jesu:

> Die innere Unabhängigkeit von der Welt und Allem, was sie beschließt, die vollkommne geistige Beherrschung aller Dinge und Verhältnisse, unter denen er seinen Beruf übt, ist die Offenbarung seiner göttlichen Allmacht in den Formen eines wahren menschlichen Lebens.

Weiter aber wird uns Christi Gottheit in seinem irdischen Personleben anschaulich an seinem Verhältnis zur Welt und seinem Verhalten zu den Menschen. Da sehen wir, daß sich sein Wille und Wirken mit dem Willen und Wirken Gottes deckt. Sein Thun und seine Person hängen so zusammen, daß „das Wirken Jesu stets und überall Bethätigung und Auswirkung seines persönlichen Willens ist, niemals Ausübung eines Amtes oder Erfüllung eines Berufs im gewöhnlichen Sinne des Worts.“ Ja die Person ist es, die seinem Wirken überhaupt erst absolute Bedeutung verleiht. Denn er hat die Versöhnung der Sünder mit Gott gestiftet und das Reich Gottes aufgerichtet: beides kann nicht menschliches Thun sein, sondern es ist nur dann Wahrheit, wenn Gottes Thun darin in die Erscheinung tritt. Man kann also an diesen Gaben nicht teilhaben, ohne in Christus Gott selbst zu erkennen. In der Austeilung der Sündenvergebung bewährt sich sein Thun als göttlich, indem das Gewissen der Menschen sich nicht dagegen als eine lästerliche Anmaßung aufbäumte, sondern zu Glauben und Frieden kam. In der Aufrichtung des Reiches Gottes ist das Göttliche, daß er den Menschen, die sich an ihn anschließen, das höchste Gut, die Teilnahme an Gottes Geist und Leben, vermittelt hat. Daß Jesus dies gethan hat, ist eine unzweifelhafte Realität, „vermutlich bleiben unsre Vorstellungen von der geistigen Kraft, die von ihm ausging, hinter der Wirklichkeit weit zurück.“ So wird Jesus auch an dem Inhalt seines Wirkens unter den Menschen als Gott erkannt. Diesen Inhalt aber hat er in der Form eines menschlich-sittlichen Berufs durchgeführt, im Gehorsam gegen den Vater und im Kampf mit der Versuchung. Hebt das seine Göttlichkeit auf? Durchaus nicht. Denn er ist zwar versucht wie wir, doch ohne Sünde. Und nur dies würde dem Glauben an seine Gottheit widersprechen, wenn sein Wollen des Guten jemals geschwankt und die Versuchung nicht restlos überwunden wäre. Aber gerade diesen Sieg zeigt uns das geschichtliche Lebensbild der Evangelien. Abschließend kann gesagt werden, daß die Gottheit Jesu, die dem Glauben gewiß ist, in den beiden Thatsachen liegt, die doch eins sind: in der Einheit mit Gott und in der Bethätigung seines Willens als des eignen Willens. Anderseits auch, daß seine Gottheit seine vollkommne Menschheit, die Freiheit von der Welt wie die sittliche Berufstreue bedingt. Eins ist nicht ohne das Andre. Er ist die Offenbarung Gottes und das Vorbild für alle Menschen zugleich. Seine Erhöhung zum Vater aber, deren die Jünger durch die Erscheinungen des Auferstandnen gewiß wurden, ist einerseits der Lohn seines Gehorsams, wodurch die menschliche Seinsweise ihren Abschluß erreicht, anderseits die Gewähr ewiger Fortdauer seines göttlichen Lebensinhalts.

Aus dieser Erkenntnis der Gottheit Christi ergiebt sich nun die Notwendigkeit einer Folgerung in Bezug auf die Naturbasis seines Lebens. Die eigentümliche Wirkung seiner Person zwingt uns zu einem Rückschluß auf ihre Gaben und Anlagen. Denn das christliche Denken (freilich nur dies ist dabei interessirt) kommt nicht darum herum, die Person Jesu im Zusammenhang der ganzen Weltentwicklung und Geschichte anzuschauen. Thut man dies aber, so wird man zu ähnlichen Vorstellungen, wie der der Präexistenz, gedrängt, nämlich zu dem Satze, daß Jesus der Heiland, er in all den konkreten Zügen, die ihn zu einer bestimmt erkennbaren geistigen Größe machen, von Ewigkeit in Gott ist. Weiter zu dem Satze, daß Gott die Welt geschaffen hat, um sich selbst der Welt mitzuteilen, wie es in Jesus geschehen ist. Ein Bild dieser ganz und gar andersartigen Ausrüstung Jesu ist die Erzählung von der Geburt aus der Jungfrau. Was darin unverlierbare Glaubenserkenntnis ist, ist dies, daß das Werden Jesu in der Welt aus dem Zusammenhang der gewöhnlichen menschlichen Entwicklung absolut heraustritt. Die Form dieses Gedankens in jener Erzählung unterliegt dagegen der geschichtlichen Kritik.

3

Dies ist es, was der Glaube der Christen von der Person Jesu Christi bekennt. Ergänzt wird diese Darlegung durch eine Betrachtung des Werkes Christi (Wiedergeburt oder Erlösung, Rechtfertigung oder Versöhnung, Erwählung). Aber ich breche hier ab, nicht nur, weil ich fürchte, sonst zu ausführlich zu werden, sondern weil ich glaube, daß schon aus dieser Skizze die Eigenart der Glaubenslehre Kaftans deutlich erhellt. Eine Skizze ist es freilich, sie giebt nur in großen Strichen den Gedankengang der Erörterung wieder. Vielleicht dient es der Klarheit noch mehr, wenn ich im Anschluß daran einige wenige Sätze des Autors selbst ausschreibe, die auf seine Absicht und seinen Standpunkt ein helles Licht fallen lassen:

> Wenn wir Gott erkennen aus seiner sich selbst beglaubigenden Offenbarung in der Person Jesu Christi, so bedeutet die Gottheit des Herrn eben dies, daß er die vollkommne Offenbarung Gottes ist. Jede andre Näherbestimmung gerät in Widerspruch mit dem Glauben und kehrt die Wahrheit um. Anstatt daran festzuhalten, daß wir den Vater erkennen, indem wir den Sohn erkennen, geraten wir auf den ent-

gegengesetzten Weg, eine anderswoher gewonnene Gotteserkenntnis zu Grunde zu legen und aus ihr die Erscheinung Jesu Christi zu deuten. . . .

Das Heil ist ein geistig-sittliches, die Teilnahme an Gottes ewigem Personleben; die objektive Verwirklichung des Heils liegt in der vollkommnen Offenbarung Gottes durch den einen Menschen Jesus Christus; es kommt an den Einzelnen durch das Wort, indem das Wort den Glauben in ihm weckt und wirkt. . . .

Einen andern Glauben an die Gottheit Jesu Christi als den, der sich auf den Erhöhten richtet, hat es in der christlichen Gemeinde niemals gegeben. Denn der Glaube der Jünger vor der Auferstehung Jesu und seiner Erhöhung zum Vater ist nicht der Glaube der christlichen Gemeinde. . . .

Allen Fragen, was es denn nun mit dem verklärten göttlichen Leben des Herrn auf sich habe, ist als Antwort das evangelische Lebensbild Jesu entgegenzuhalten. In ihm ist uns der geistige Gehalt des verklärten Lebens Jesu Christi gegenwärtig. . . .

Niemand kann die Gottheit des Herrn erkennen, für den diese Erkenntnis nicht zugleich die eigne Teilnahme an Gottes, d. h. an Jesu Christi Geist und Leben bedeutet, der nicht — im Sinne des Paulinischen Gleichnisses — ein Glied der Gemeinde als des Leibes Jesu Christi ist. Diese „Gemeinde" ist aber nicht die empirische Gemeinde, weder die ganze noch ein engrer Kreis in ihr, sondern der in Gott begründete übersinnliche Bund der Geister, dem wir durch den Glauben und nach dem Maß desselben angehören. . . .

Der nivellirende Verstand will uns immer wieder einreden, daß die Aufgabe des Erkennens nur gelöst werden könne, indem wir die einzelnen Erscheinungen unter allgemeine, in gleicher Weise für Alle geltende Begriffe bringen. Da erscheint es denn als unvernünftig und unterliegt es dem Verdacht der Täuschung, wenn eine einzelne Thatsache, eine einzelne Erscheinung aus allem Uebrigen herausgehoben und für schlechthin einzigartig erklärt wird. So wichtig aber auf manchen Gebieten — namentlich im Naturerkennen — das Generalisiren ist, so gewiß ist es in der Erkenntnis des persönlichen Lebens und seiner großen Erscheinungen eine Verführung zur Unwahrheit. Da hat man vielmehr auf den besondern Erkenntniswert der einzelnen Thatsache als solcher zu achten und den unvergleichlichen Wert, der nach christlichem Glauben jeder einzelnen Person in ihrer Eigentümlichkeit zukommt, in Betracht zu nehmen. Und hiermit ist dann auch die allgemeine Voraussetzung dafür gegeben, daß wir den Einen aus Allen herausheben, in dem Gott Wohnung gemacht hat in unsrer Mitte; anderseits freilich ergiebt sich daraus zugleich die Schranke, die unsrer Erkenntnis hier gezogen ist. . . .

Jesus hat das Reich Gottes als einen unsichtbaren Bund des Geistes in die Welt und die Geschichte der Menschen hineingestellt, als einen um ihn sich organisirenden Kreis, in dem Alle durch den Glauben mit ihm, und weil mit ihm, mit Gott selbst zur Einheit eines Geistes und Lebens verbunden sind. Deshalb ist der Anschluß an ihn das Gut der Güter, mit dem kein andres in Vergleich gestellt werden darf, und das Verhalten zu ihm die Entscheidung über Leben und Tod. . . .

Die Geschichte der Menschen war von Anfang auf eine solche vollkommne Offenbarung Gottes in ihr angelegt und sollte darin ihren Höhe- und Mittelpunkt erreichen. Mit andern Worten: Die Erscheinung Jesu Christi ist ein notwendiges Ereignis in der Geschichte der Menschheit. . . . Der ewige Ratschluß Gottes kommt in ihr und durch sie zur Gestaltung und Verwirklichung auf Erden. — Das kirchliche Dogma entscheidet die Frage nach der Notwendigkeit der Menschwerdung Gottes im entgegengesetzten Sinne. Es kennt diese nur als Wiederherstellung dessen, was in Adam und durch seinen Fall verloren ging. . . .

Gott hat die Welt geschaffen, um sich selbst den Menschen mitzuteilen und die Menschheit seines Geistes und Lebens teilhaftig zu machen, wie durch Jesus Christus geschehen ist. Hier tritt der Schöpfer selbst vollendend in die Schöpfung ein. . . .

Als Bild wird auch der Satz von der Geburt des Heilandes aus der Jungfrau stets seinen Platz behaupten. Daß wir ihn so meinen, dürfen wir zwar heute um der Wahrhaftigkeit willen nicht verschweigen; Nichts wird uns aber weniger Bedürfnis sein, als ihn zu einem besondern Angriffspunkt gegen die überlieferten Vorstellungen zu machen. Für die Gemeinde und alle Teile wäre es am besten, wenn die Aufmerksamkeit nicht immer wieder darauf gerichtet würde, sondern der Satz in den Zusammenhang des Ganzen zurückträte als Ausdruck der Wahrheit, daß Jesus Christus von oben und nicht von unten ist. Denn das ist es, woran der Glaube und darum Leben und Seligkeit hängt. . . .

4

Was ist nun an dieser Lehre von Christus das Neue? Ich glaube, daß da der Eindruck bei Theologen und Gemeindegliedern ein sehr verschiedner sein wird. Die Theologen werden sofort bemerken, daß hier Alles auf einen andern Grund gestellt ist, als in der überlieferten Christologie. In dieser ist der Hauptgedanke der, daß in Christus die göttliche und menschliche Natur zur Einheit einer Person verbunden und dadurch die Beschaffung des Heils für die Menschen in der Vergottung der menschlichen, endlichen und sinnlich-schwachen Natur vollzogen sei. Die durch die Menschwerdung Gottes der Welt eingepflanzten göttlichen Kräfte werden dem Einzelnen durch die Sakramente eingeflößt. Diese Zweinaturenlehre haben die reformatorischen Dogmatiker beibehalten, obgleich ihre Anschauung vom Heil von vornherein eine andre und zwar eben die des Evangeliums war, wonach das Heil in der Teilnahme an Geist und Leben Gottes besteht. Nun ist aber auf den ersten Blick klar, daß diese Lehre sich mit dem Lebensbilde Jesu in den Evangelien nicht deckt. Denn ihr zufolge müßte Jesus mit den göttlichen Eigenschaften der Allmacht, Allwissenheit u. s. w. ausgerüstet gewesen sein. Der Jesus der Evangelien aber ist ein Mensch, der menschlich wandelt. Den Ausgleich zwischen dem Dogma und der Schrift suchte man in der Lehre vom Stand der Erniedrigung und Erhöhung Christi. In der Menschwerdung habe er auf die göttlichen Eigenschaften verzichtet, erst in der Auferweckung sie wieder angenommen. So wollte man die Wahrheit des Lebensbildes Jesu retten. Diese beiden Lehren machen den wesentlichen Inhalt der sogenannten Christologie aus bis auf unsre Tage. Von ihnen entdeckt nun aber das Auge des Theologen in Kaftans Aufriß auch keine Spur mehr; vielmehr ist hier der Hauptgedanke der, daß in Christus Gottes persönliches Leben in Erscheinung getreten und Allen, die an ihn glauben, zugänglich geworden ist. So wird dem Theologen bald klar, daß hier eine Neugestaltung des Dogmas, übrigens, wie Kaftan selbst hervorhebt, nach dem Vorgange Schleiermachers und Ritschls, vorliegt, die sich im Kern von dem alten, aus der griechischen Kirche stammenden und von dort in die abendländische Kirche des Mittelalters und der Reformationszeit übernommenen Dogma unterscheidet.

5

Weniger leicht ist es für den Nichttheologen, zu erfassen, worin das Neue liegt. Denn es steht doch Gott sei Dank so, daß schon heute der größte Teil auch der kirchlichen Christen aufwächst, ohne von Zweinaturen- und Zweiständelehre viel zu hören. Nur ihre Nachwirkungen spüren wir in der Predigt der Gegenwart, und zwar darin, daß ein so großer Nachdruck auf einzelne Thatsachen, insonderheit Menschwerdung und Auferweckung als die Niederlegung und Wiederannahme der göttlichen Würde gelegt wird, und daß allerwärts die Meinung herrscht, die Negation des göttlichen Hintergrundes des Lebens Jesu bedeute die Negation seiner Gottheit, da an dem Inhalt seines Erdenlebens göttliche Züge nicht zu gewahren seien. Demgegenüber liegt nun das Neue an Kaftans Ausführungen — und gerade hierin folgt er der „Schule" — in der Behauptung und dem Beweis, daß der Inhalt der Gottheit Christi kein andrer als der Inhalt seines menschlichen Lebens sei. Die Zweiständelehre faßt, genau genommen, Jesus als reinen Menschen, der vor seiner Erniedrigung Gott war und nach seiner Erhöhung wieder Gott wird; mit ihrem Bekenntnis zur Gottheit Christi sieht sie also von dem irdischen Leben Jesu ab, es ist dies sozusagen eine Unterbrechung seines göttlichen Lebens. Kaftans Interesse aber ist vor allem dem zugewandt, das persönliche Leben dieses einen bestimmten Menschen als das Leben Gottes zu begreifen. Er kann sich wohl rühmen, den Gedanken der Gottheit Christi nicht entleert, sondern im Gegenteil vertieft und verdeutlicht zu haben. Erst so ist ja der Gedanke der Offenbarung Gottes in Christus: Wer mich siehet, der siehet den Vater, zu seinem Rechte gekommen. Wir sehen nun in dem Leben des Sohnes das Leben des Vaters, in seinen Zwecken Gottes Zwecke, in seinen Verheißungen Gottes Verheißungen. Indem wir ihm vertrauen und ihm gehorchen, vertrauen wir, gehorchen wir Gott selbst. So ist es der wirkliche geschichtliche Jesus, durch den und in dem wir Gottes gewiß werden.

Ein andrer Unterschied dieser Lehre von Christus von der alten Christologie betrifft den Zusammenhang mit dem Glauben. Die Zweinaturen- und die Ständelehre sind Theorieen, die verstandesmäßige Zustimmung fordern, und die lediglich Bedingung und Ermöglichung des Vertrauens auf Christus sein wollen. Hier dagegen wird eine Darlegung der Erkenntnisse geboten, die aus dem Glauben folgen. Man kann es so ausdrücken. Dort heißt es: Aus der Schrift wird die Lehre destillirt, auf die Annahme der Lehre folgt der Glaube. Hier: Aus der Schrift oder aus dem Evangelium entsteht der Glaube, das

Vertrauen, es in Christus mit Gott selbst zu thun zu haben, und der Glaube erzeugt, wie einerseits ein bestimmtes praktisches Verhalten, so andrerseits bestimmte Erkenntnisse über Gott, Welt, Mensch, Sünde und auch Christus. Diese in dem Glauben selbst, wenn auch gewiß bei vielen Christen nur unbewußt oder keimhaft mit enthaltenen Erkenntnisse präzisirt die Lehre. So muß sich jeder Lehrsatz der Dogmatik daran bewähren, daß er aus dem Glauben stammt, eine Folgerung des innern Verhältnisses ist, in dem der Christ zu Christus steht, und daß seine Anerkennung die Gesinnung und das Verhalten des Glaubens in sich schließt. Vor dieser Probe besteht unsre Lehre von Christus. Denn nur der begreift Jesus als Gott, der sein persönliches Leben als das Gut der Güter beurteilt und an diesem höchsten Gute teil hat. Jesus Christus ist Gott — das heißt nichts andres als: Ich setze mein ganzes Vertrauen auf ihn und weiß nichts Besseres und Höheres in der ganzen Welt als eben ihn. Er ist für mich Gott und macht mich und Alle, die an ihn glauben, des Lebens Gottes teilhaftig.

Ist das nun „das neue Dogma"? Ich glaube, Kaftan selbst würde darauf antworten: Nein, es ist höchstens eine Vorarbeit dazu. Das Bekenntnis zur Gottheit Christi ist das alte Bekenntnis der Christenheit. Freilich hat Kaftan ihm einen im Vergleich mit der alten Christologie neuen Inhalt verliehen. Aber die Formel ist die alte, und gerade auf die Formel kommt es an, wenn man von einem neuen Dogma redet: das hat Niemand schärfer betont als Kaftan selbst. Ich bin nun gerade durch sein Buch darin bestärkt worden, daß der neue Wein in die alten Schläuche nicht paßt. Kaftan hat uns zwar bewiesen, daß die alte Formel sehr wohl zum Gefäß eines neuen Verständnisses benutzt werden kann. Aber die Probe darauf, ob sie die ihrem Inhalt angemessene und notwendige Form ist, die liegt schließlich doch auf dem Gebiet der praktischen Arbeit in Predigt und Unterricht. Und da muß ich, als einer, der Kaftan sein Verständnis des Glaubens an Christus verdankt, doch sagen, daß ich die Formel der Gottheit Christi je länger desto mehr ängstlich vermeide. Denn sie hat nun einmal für Alle, die sie hören, einen bestimmten Klang, den Klang der Zweinaturenlehre. Sie hindert gerade das Verständnis, worauf es auch Kaftan vor allem ankommt, daß nämlich in dem Menschen Jesus Gott offenbar geworden ist. Möglich, daß einmal wieder eine Zeit kommt, wo wir so predigen und lehren dürfen, ohne daß dabei in der Gemeinde allerlei mythologische oder metaphysische Vorstellungen auftauchen. Heute ist das der Fall. Wenn wir nicht gegen den hergebrachten Sinn der Formel polemisiren wollen, und das wollen wir nicht, so müssen wir nach einer Formel suchen, die klar und unterscheidend die Auffassung des Heils als eines natürlichen höherer Ordnung ausschließt. Und so lange wir sie nicht haben, müssen wir uns anderswie behelfen, etwa mit dem doch auch neutestamentlichen Gedanken: Christus der Herr, dem Gott seine Gewalt abgetreten hat bis an das Ende dieses Aeon — dabei aber um so ängstlicher darauf bedacht sein, nicht eine minderwertigere Erkenntnis Christi auszubreiten, als sie dem Glauben geschenkt ist, der Glaube an Christus ist.

Erich Foerster

Die erste Klostergründung

1

Lange Zeit waren die protestantischen Kirchengeschichtschreiber nicht in der Beurteilung, wohl aber in der Darstellung des Mönchtums im Wesentlichen der römisch-katholischen Ueberlieferung gefolgt. Da veröffentlichte Weingarten 1876 im ersten Bande der Zeitschrift für Kirchengeschichte seine berühmte Abhandlung über „den Ursprung des Mönchtums im nachkonstantinischen Zeitalter," eine scharfe kritische Untersuchung der Traditionen über die Anfänge des mönchischen und klösterlichen Lebens. Zwar läßt sich, wie sich immer mehr herausstellt, der Grundgedanke Weingartens, die Ableitung des christlichen Mönchtums aus ähnlichen frühern Erscheinungen der ägyptischen Religion nicht aufrechterhalten, und auch manche nebensächliche Behauptungen und Vermutungen Weingartens haben sich als irrig erwiesen; trotzdem gebührt jener Abhandlung das Verdienst, bahnbrechend und überaus fruchtbar gewirkt zu haben.

Seither haben sich eine ganze Reihe protestantischer Forscher um den Ursprung und die Entwicklung des Mönchtums bemüht. Adolf Harnack hat uns seinen geistvollen Vortrag über „Das Mönchtum, seine Ideale und seine Geschichte" geschenkt (Gießen, Ricker), der vielen Lesern der Christlichen Welt bereits bekannt ist, aber nicht genug empfohlen werden kann. Eine Menge gelehrter Einzeluntersuchungen ist angestellt worden, durch die an vielen Punkten das Dunkel gelichtet wird, wenn es auch nicht überall gelingt, zu klarer und sicherer Erkenntnis vorzudringen. Wenn wir heute unsern Lesern über die erste Klostergründung ausführlicher und genauer berichten können, so verdanken wir das besonders einem französischen und einem deutschen Gelehrten: Amélineau, der die bisher bekannten Quellen aufs neue untersuchte und durch Herausgabe neugefundner ägyptischer und arabischer Urkunden wertvoll bereicherte, und Grützmacher, der den vorhandnen Stoff gesichtet und zu einer höchst lehrreichen und anregenden Darstellung verarbeitet hat. (Pachomius und das älteste Klosterleben, ein Beitrag zur Mönchsgeschichte. Freiburg und Leipzig, Mohr, 1896.)

2

Das erste Kloster, von dem wir wissen, ist von einem Aegypter namens Pachomius gegründet worden. Zwar soll auch er schon einen Vorgänger, Aoutos, gehabt haben; aber von diesem ist uns nur der Name bekannt. Pachomius' Lebenszeit ist nicht mit völliger Sicherheit festzustellen: die Gelehrten schwanken zwischen 285—345 und 280—340; auch andre Ansätze sind gemacht worden. Doch ist so viel sicher, daß seine eigentliche Wirksamkeit in die ersten Jahrzehnte des vierten Jahrhunderts fällt, d. h. in den Zeitraum, wo nach der letzten großen Christenverfolgung Diokletians das Christentum durch Konstantin eine erlaubte und begünstigte Religion wurde. Von der Jugendgeschichte des Pachomius scheint wenigstens Einiges sichere Ueberlieferung zu sein. Seine Eltern waren koptische Fellachen in der Nähe der Stadt Esneh im Süden der Thebais, am westlichen Ufer des Nil. Sie waren Heiden und ließen ihre Kinder in der Frömmigkeit der ägyptischen Religion heranwachsen, aber ohne Gelehrsamkeit und Bildung: Pachomius hat die griechische Sprache nie gelernt. Als er zum Soldaten ausgehoben war, lernte er in der Fremde zum erstenmale Christen kennen und empfing von ihrer Wohlthätigkeit einen tiefen Eindruck. In die Heimat zurückgekehrt, wurde er in Schenesit am Nil Serapismönch, nahm die Tonsur an und führte ein zurückgezogenes, asketisches Leben, für sich, die Armen und die vorüberreisenden Fremden Gemüse und Palmen bauend. Dann trat er nach einiger Zeit durch die Taufe zum Christentum über und bestätigte seine christliche Frömmigkeit durch den Dienst an Armen und Kranken, durch die Pflege von Pestkranken und die Bestattung von Verstorbnen, bis er nach drei Jahren sich plötzlich entschloß, davon zu ziehn und Mönch zu werden: der einsame, weltverachtende und weltflüchtige Gottesdienst sei die höchste Frömmigkeit, die Liebesthätigkeit Sache des Klerus und der Laien.

So begab er sich zu einer der damals bestehenden Eremitenkolonien, die unter der Leitung des Palämon stand. Die hier neben einander wohnenden Einsiedler übten sich im Beten, Fasten und Arbeiten: sie pflegten tags fünfzigmal, nachts sechzigmal Gebete zu sprechen und im übrigen sich mit der Verfertigung von Stricken zu beschäftigen. Pachomius hat es doch nur einige Jahre hier ausgehalten. Ein Held der Askese war er nicht, und das Einsiedlerleben erschien ihm eher eine Buße für Gefallne, als ein Leben der Vollkommnen, zudem weniger biblisch und weniger gesegnet. So scheidet er denn in Frieden von Palämon und begründet eine andre Art mönchischen Lebens: das Klosterleben. Sein erstes Kloster erbaut er zu Tabennisi, d. h. Palmen der Isis, südlich von Schenesit am Nil; erst ein späteres Mißverständnis hat daraus die „Nilinsel Tabennä" gemacht, von der in fast allen Kirchengeschichten zu lesen ist. Es war ein geschlossenes Haus mit vielen Zellen. Bald mußte er es vergrößern und nicht lange danach ein zweites Kloster,

Bafoua oder Phboou, bauen, in das er dann selbst übersiedelte. Im Laufe der Jahre erlebte er die Gründung von neun Klöstern, die unter seiner Leitung und Aufsicht standen, und sich, dank der Verehrung der umgebenden Bevölkerung, eines wachsenden Wohlstandes erfreuten, wenn auch die Feindseligkeiten der Bischöfe, die Einfälle nubischer Horden und innere Mißstände allerlei Schwierigkeiten bereiteten. Bei einer Pestepidemie ist Pachomius nach vierzehntägiger Krankheit nebst hundert Brüdern gestorben; doch hat er selbst noch seinen Nachfolger bestimmt. Es ist nicht zu bezweifeln, daß er für seine Mönche auch eine schriftlich fixirte Mönchsregel aufgestellt hat, die er sogar auf göttliche Einrichtung zurückführte; aber diese Regel hat später wohl allerhand Zusätze und Veränderungen erfahren. Sie ist einfach, fragmentarisch, praktisch und originell.

3

Pachomius wollte durch das gemeinsame Leben im Kloster seine Mönche zu rechter Sittlichkeit erziehen. Er verlangt Ordnung und Arbeit und unbedingten Gehorsam von allen Eintretenden, mochten sie Priester oder Laien, Freie oder Sklaven, alt oder jung sein. Erst nach dreijährigem Noviziat in schwerer Arbeit nahm er jeden Einzelnen als Glied der Klostergemeinschaft auf und zeichnete ihn durch die dem Serapisdienst entlehnte Tonsur. Auswärtige Mönche und andre Fremde wurden wohl als Gäste aufgenommen, mußten aber in einem besondern Hause schlafen und essen. Die Klosterbrüder waren alle gleich gekleidet: sie trugen ein linnenes Unterkleid und einen Ledergürtel, darüber ein weißes Schaf- oder Ziegenfell, auf dem Kopf eine weiche Kapuze, auf der purpurn das Kreuzeszeichen eingebrannt war. Beim Gottesdienste am Sonnabend und Sonntag wurden Schaffelle und Gürtel abgelegt. Die Mahlzeiten wurden schweigend und mit bedecktem Haupte eingenommen; die Speisen waren für die Einzelnen nicht gleich, sondern nach Arbeit, Alter und Gesundheit verschieden, wie denn überhaupt verhältnismäßig große Freiheit und Weitherzigkeit herrschte. Aus hygienischen und sittlichen Gründen sollte jeder Mönch in sitzender Stellung, in Unterkleid und Gürtel, auf einer steinernen Bank schlafen. Die Arbeit der Einzelnen wurde nicht durch die Regel, sondern durch die Anordnung des Abtes bestimmt. Was die Erbauung anlangt, so sollte jeder bei Tage für sich zwölf Gebete sprechen, bei der Vesper zwölf und um Mitternacht zwölf, jedes Gebet mit einem Psalm verbindend. Erst um die neunte Stunde sammelten sich alle gemeinsam zu Psalmengesang und Schriftverlesung; daran schloß sich das Mahl.

Die ursprüngliche Einteilung der Mönche in vierundzwanzig Klassen nach den Buchstaben des Alphabets ist wohl bald aufgegeben; auch sonst änderte man die Praxis in einzelnen Punkten. So wurde die Aufnahme erschwert: man ließ den Eintrittbegehrenden mehrere Tage warten, zog Erkundigungen ein und forderte wenigstens einen geringen Grad von Bildung. Die Mahlzeit fand nicht zu einer bestimmten Tageszeit, sondern je nach Umständen zwischen zwölf und sechs Uhr statt. Sie war frugal und meist vegetarisch: es gab Brot, Gemüse, Oliven, Käse, Eier und Suppe, nur für die Kranken und Alten auch Fleisch. Pachomius selbst wachte über die Verpflegung der Mönche und warnte, wenn er auch als allgemeine Fasttage den Mittwoch und den Freitag angeordnet hatte und jedem die Freiheit, noch mehr zu fasten, ließ, dennoch vor übertriebner Askese. Die Reste der Mahlzeiten bekamen die Ortsarmen. Die Arbeit, die von den Mönchen verrichtet wurde, war im allgemeinen Handarbeit. Man baute den Acker und flocht Körbe und Matten. Die Nonnen in ihrem Kloster webten Gewänder. Uebrigens waren fast alle Handwerker vertreten: Schneider, Schmiede, Schreiner, Färber, Lohgerber, Gürtler, Schuhmacher, Deckenweber, Bäcker u. s. w., sodaß das Kloster eine große Produktionsgenossenschaft ward, die in den benachbarten Städten und selbst in Alexandrien einen großen Absatz hatte, zumal man bei dem Massenvertrieb und bei mancherlei Schenkungen die Preise sehr niedrig stellen konnte. Ein Oberverwalter führte die Kasse, ordnete Ankauf und Verkauf und hielt jährlich einmal große Abrechnung.

Die Predigten, die den Mönchen am Samstag und Sonntag gehalten wurden, handelten meist von den Aufgaben und Gefahren des Mönchsstandes. Auf strenge Zucht wurde gesehen; namentlich ging man gegen geschlechtliche Sünden mit unnachsichtlichem Ernst vor. Man suchte die Einzelnen vor Versuchungen zu bewahren; Lüge, Verleumdung, Zanksucht, Diebstahl und dergleichen wurde streng gestraft. Die einzelnen Klöster standen unter je einem Abte, der unter sich die Vorsteher der einzelnen Häuser hatte. Ueber allen Aebten aber stand Pachomius selbst und dann seine Nachfolger als Leiter der ganzen Kongregation und unverantwortliches Haupt mit größter Vollmacht: konnte er doch sogar nach seinem Gutdünken die einzelnen Aebte versetzen und absetzen. Doch gab es sehr verschiedne Strafen, die wiederum in völliger Freiheit von Pachomius angewandt wurden: Fasten, Beten, Prügel, Ausschluß von der Kommunion, Versetzung, Absetzung, Degradation und andre mehr. Im allgemeinen erstrebte man möglichsten Abschluß von der Außenwelt, man beaufsichtigte die Korrespondenz und die Besuche der Brüder. Aber noch brauchte der Eintretende kein Gelübde abzulegen; er konnte wieder aus- und in eine andre Mönchsgemeinschaft eintreten, er konnte auch den Verkehr mit seiner Familie bis zu einem gewissen Grade noch fortführen. Erst im Laufe der Zeit hat das Mönchtum in diesen Beziehungen schärfere Ordnungen durchgeführt.

4

Wunder werden uns von Pachomius nur wenige berichtet; größtenteils sind es Nachbildungen biblischer Wundererzählungen. Aber ausdrücklich wird in seinen Lebensbeschreibungen erwähnt, daß er nicht alle Wunder, die er thun wollte, auch habe thun können, und nicht alle Wunder, die man von ihm erwartete, habe thun wollen. Auch hat er bei seinen Mönchen die Wundersucht nicht gepflegt. Dagegen tritt das visionäre Element bei Pachomius sehr hervor; darin hat er manche Aehnlichkeit mit den ersten Vertretern der mittelalterlichen Mystik. Bei allen Hauptwendungen und Hauptaufgaben seines Lebens hat er Visionen: bei seiner Taufe, seiner Klostergründung, seiner Mönchsregel, bei Klosterleitung, Klosterzucht, Schriftauslegung, bei dem Tode einzelner Mönche, bei der Frage nach den fernern Geschicken seiner Klöster. Er empfängt diese Visionen in der Einsamkeit und unter seinen Mönchen, bald in ruhiger Stimmung, bald unter Verzückungen und Krampfzuständen; aber immer sind sie naiv, einfach und relativ nüchternen und praktischen Inhalts. Auch unter den andern Mönchen seiner Klöster traten solche Visionen bei seinen Lebzeiten zahlreich auf; erst nach seinem Tode hat man sie — vielleicht aus kirchenpolitischen Rücksichten — mehr zurücktreten lassen.

Die religiösen Vorstellungen, in denen Pachomius und seine Mönche lebten, waren stark phantastischer Art. Man beschäftigte sich fast fortwährend und überall mit Engeln und Dämonen, und besonders war der Blick — ähnlich wie bei der mittelalterlichen Mystik — im Interesse einer ernsten, strengen Sittlichkeit auf das Jenseits gewandt; zum Teil mit ägyptischen Glaubensvorstellungen, zum Teil mit den Bildern jüdisch-christlicher Apokalyptik malte man die Ereignisse nach dem Tode aus und schilderte Paradies und Hölle. Dagegen traten die Interessen der kirchlichen Lehre und Ordnung stark in den Hintergrund. Von Christus, Maria und den Heiligen ist wenig die Rede, ebenso von der Gnade Gottes. Taufe, Abendmahl und Priesterweihe werden anerkannt, aber doch so, daß die eigentlichen Heilsgüter dabei von Engeln unsichtbar verwaltet werden. Vor den von der Kirche verurteilten Ketzern hat man ein Grauen. Die Werke des Origenes zum Beispiel werden den Mönchen verboten. Ja, Pachomius soll sogar die Ketzer am Geruch erkannt haben. Athanasius, der Vater der Orthodoxie, ist der Held und der Stolz des Pachomius; mit Fanatismus hält er zu seiner Sache. Aber ein tieferes Verständnis und wirkliches Interesse für das von Athanasius vertretene Dogma findet sich nicht.

Pachomius hat von seinen Mönchen Gehorsam gegen die Kirche verlangt und für die Priester, besonders für Athanasius gebetet. Aber gegenüber den hierarchischen Tendenzen des Klerus wahrte er seine Selbständigkeit. Er kritisirte das Leben der Kleriker, prüfte die Anordnungen der Bischöfe nach der Schrift, verbot seinen Mönchen die Annahme der priesterlichen Weihen,

verlangte von den Priestern, die in sein Kloster eintraten, den Verzicht auf priesterliche Tracht und Vorrechte und entzog sich selbst dem Athanasius, als dieser veranlaßt wurde, ihm die Priesterweihe zu erteilen. Er wollte sich und seine Klöster gegen jeden priesterlichen Eingriff schützen. Da mußte er es erleben, daß die Majorität der Bischöfe, um ihren eignen Einfluß besorgt, ihm feindlich und hindernd in den Weg trat, ja ihn schließlich sogar als Ketzer vor ihre Synode nach Esneh zitirte. Pachomius stellte sich ihnen aber nicht allein, sondern in Begleitung handfester Mönche; und so kam es dort nicht zu Verhandlungen, sondern zu einer Schlägerei, von der sich Pachomius nur mit Mühe in sein Kloster rettete. Da gelang es besonders dem Athanasius, der ein warmer Freund und wirksamer Herold des Mönchtums und Klosterlebens war, durch seinen vermittelnden Einfluß die Ruhe zwischen Klerus und Mönchen wiederherzustellen, eine Ruhe, die unter Theodorus, einem Schüler und Nachfolger des Pachomius, zur vollen Versöhnung und gegenseitigen Anerkennung wurde.

Von den Klöstern des Pachomius hören wir später noch, daß sie Hunderten und Tausenden von Mönchen zum Aufenthalt dienten; doch werden die überlieferten Zahlen übertrieben sein. Gegen Ende des fünften Jahrhunderts versagen die Nachrichten überhaupt. Die Klostergründungen des Pachomius scheinen sich auf die Thebais beschränkt zu haben. Doch war seine Regel bald auch um Alexandrien, in Palästina, in Rom und Gallien bekannt und wurde von verschiednen Vertretern des Mönchtums für ihre eignen Gründungen benutzt. Bornemann

---

Eine amerikanische Danksagungspredigt

1

Im Spätherbst, gewöhnlich am letzten Donnerstag im November, wird in den Vereinigten Staaten von Nordamerika der Thanksgivingday gefeiert. Die Sitte geht zurück auf das Dankfest für die erste gute Ernte, die einst den amerikanischen Ansiedlern geschenkt wurde, und sie hat ihren freudigen Charakter, im Unterschied von unsern Buß- und Bettagen, bewahrt. Sie wird nicht nur in den Kirchen durch Gottesdienst, sondern auch in den Häusern durch Vereinigung der Familienglieder zu reichlicher Mahlzeit begangen, auch durch öffentliche Spiele. Ungeachtet der Trennung von Kirche und Staat erläßt die Regierung jedesmal eine Aufforderung zu dieser Feier, nicht sowohl gebietend, als vielmehr einladend. Die Aufforderungen sind nicht immer gleich geschickt abgefaßt, immerhin giebt sich schon durch ihr Erscheinen kund, daß man den Zusammenhang zwischen Religion und Volksleben zu erhalten wünscht.

Im vergangnen Jahre gab natürlich die Freude über den glücklich beendeten Krieg dem Danksagungstag sein Gepräge. In dem Erlaß des Präsidenten heißt es:

> Da wir gezwungen waren, das Schwert zu ziehen für die Sache der Humanität, dürfen wir uns freuen, daß der Kampf von kurzer Dauer war. Die Verluste, die wir zu beklagen haben, sind in Anbetracht der erzielten Resultate so geringe gewesen, daß wir zur Dankbarkeit und zum Lobe des Herrn der Heerscharen begeistert werden.

Der Tag nationaler Danksagung solle auch zum Dank auffordern „für die Hingebung und Tapferkeit unsrer Landsleute, für den Ruhm unsers Sieges und die Hoffnung eines gerechten Friedens“ und zum Gebet, „daß die göttliche Führung, die uns bisher zu Ruhm und Ehren geleitet hat, auch im kommenden Jahre uns gnädig zu teil werden möge.“

Die Zeitungen brachten ausführliche Berichte über die kirchlichen Feiern und besonders über die Predigten des Tages. Sehr verschiedne Anschauungen kamen darin zu Tage. Ein Prediger scheute sich durchaus nicht, die Frage, ob der Krieg aus Humanität unternommen sei, als eine offne zu bezeichnen. Ein andrer wandte sich gegen die Annexion spanischen Besitzes; Amerika würde sich dadurch entehren. Verschiedentlich wird getadelt, daß man in den Verhandlungen mit Spanien in Bezug auf den Geldpunkt feilsche. Die Mehrzahl der Prediger ist aber natürlich von der Gerechtigkeit des Krieges ebenso überzeugt, wie von der Notwendigkeit der Annexion. Man betrachtet sie geradezu als Missionspflicht. „Die unschätzbaren Segnungen des Christentums und der Zivilisation nur für uns selbst behalten, hieße die Stagnation herbeiführen, die Beschwerden des Magenkranken, die Kälte der Isolirung.“ Darauf wurde, so heißt es von demselben Gottesdienst, das Lied Old Glory gesungen und mit einem Beifallssturm aufgenommen.

Von den Predigten hat besondre Beachtung die des Professors am baptistischen Predigerseminar in Rochester, Walter Rauschenbusch gefunden, desselben Mannes, der jenen vielbesprochnen, auch hier empfohlenen Artikel der Frankfurter Zeitung über den spanisch-amerikanischen Krieg verfaßt hat (vergleiche Nr. 25 im vorigen Jahrgang). Der Name Rauschenbusch wird manchen Lesern als der eines altangesehenen westfälisch-bergischen Pastorengeschlechts bekannt sein; er hat in kirchlichen Kreisen Rheinlands und Westfalens einen guten Klang. Aus diesem Geschlecht stammt auch Professor Rauschenbusch, zugleich ein naher Verwandter von K. A. Döring, dem Dichter, Pfarrer und Vater der Jünglingsvereine. Der Berichterstatter einer politischen Zeitung hat seine Dankpredigt nachgeschrieben; es lohnt sich, auf ihren Gedankengang einzugehen.

2

Nicht vom Text wird dieser bestimmt. Dennoch ist der Text 1. Chron. 30 (29), 11 bis 13, nicht bloßes Motto oder gar Schwungbrett zum Sprung in ein vom Leben der Religion entlegnes Gebiet, sondern er bezeichnet die Grundstimmung, aus der die Predigt hervorwächst. Nach einer feinen Bemerkung über die Rückwirkung des Dankens auf das Innenleben und nach Hinweis auf die Güter des häuslichen und des bürgerlichen Lebens in einer durch Lage und Einrichtungen bevorzugten Stadt kommt der Prediger zu dem, was diesen Danksagungstag heraushebt aus der Reihe der andern: Seit dem Bürgerkrieg hat kein Jahr einen solchen Einschnitt gemacht wie dieses; wahrscheinlich wird es später wie eine große Wasserscheide angesehen werden in der Geographie der Zeiten.

Es war ein Jahr der Siege! Aber ferne sei hier ein Frohlocken über den besiegten Feind. Gott liebt auch Spanien, und spanische Mütter trauern über gefallne Söhne. Laßt uns so verfahren, als ob sie uns hörten, und Nichts sagen, was sie verletzen könnte! Andrerseits werden wir nicht darum von Danksagung abstehen, weil es ein Krieg ist, um den es sich handelt. Gott steht nicht außer Zusammenhang mit dem Krieg. In allen menschlichen Angelegenheiten ist Gutes und Arges gemischt, im sozialen Leben, im Leben der Familie und in dem der Kirche. Unser Gott ist der Gott des Friedens und des Krieges, der Gott des Alten wie des Neuen Bundes. Elias hatte zu lernen, daß Gott im stillen, sanften Säuseln war, vielleicht haben wir zu lernen, daß er auch im Feuer ist und im Erdbeben. Laßt uns darum sehen, wofür wir als Volk bei diesem Kriege danken müssen, und was uns Gott durch ihn hat lehren wollen.

Wir sind des mächtig pulsirenden Lebens in unserm Volke inne geworden, haben gefühlt, daß wir einem großen Ganzen angehören; großer Kraft sind wir damit bewußt geworden.

Unser Stolz wird aber im Gleichgewicht gehalten durch unsre Selbstkritik. Es giebt ein hysterisches „Fehlerfinden,“ das Zeichen der Schwäche ist, aber es giebt eine männliche Selbstkritik, die verträglich ist mit der größten patriotischen Hingebung. Und die Willigkeit, auf gerechte Selbstkritik zu hören, ist Zeichen von Selbstvertrauen und Gewähr des Fortschritts. Wir sind aber verpflichtet, unsre Fehler zu bekämpfen, wenn wir für gute Regierung, für Menschlichkeit in entlegnen Gebieten nunmehr eintreten wollen.

Unsre Stellung unter den Völkern ist eine andre geworden. Sie sehen, daß wir fechten können, und diese Kunst gilt als edel wegen der in ihr liegenden Bereitwilligkeit, Blut und Leben zu opfern. Sie trauten uns bisher nur große Gewandtheit im Erwerb zu. Wie man einen Cromwell nicht verstanden hat, die Frömmigkeit eines so klugen Mannes für Heuchelei hielt, so verstand man uns nicht. Aber wenn wir wie Jakob Labans Herden uns zu eigen machen können, so können wir auch wie Jakob ringen mit unsichtbaren Mächten und segnende Hände legen auf die Häupter unsrer Kinder. Daß wir nur nicht zum

Schluß durch kleinliches Feilschen in Geldsachen bei den Friedensverhandlungen den Eindruck beeinträchtigen!

Andrerseits haben wir auch mehr Achtung vor andern Völkern gewonnen; wir achten Spanien jetzt mehr als früher, und wir sehen auf dem Kampfplatz der Welt, auf den wir hinausgetreten sind, andre uns Ebenbürtige.

Unser Verhältnis zu Großbritannien ist ein andres geworden. Ohne Englands freundliche Gesinnung würde sich vielleicht eine andre Macht ins Mittel gelegt haben. Dort verstand man unsre Beweggründe: Haß gegen Grausamkeit und Unterdrückung, Mitgefühl für den Schwachen. Hätte dieses Band doch alle Völker teutonischen Stammes umschlungen! Aber auch so ist der Gewinn groß. Bis vor kurzem hielten wir England für unsern Erbfeind. Laßt uns Gott danken für die Wendung.

Wir haben erkannt, daß die Quellen der Stärke eines Volkes in seinem geistigen und moralischen Leben liegen. Auf der einen Seite Freiheit, auf der andern Unterwerfung! Hier besteht man auf der persönlichen Verbindung des Einzelnen mit Gott, auf der Oberherrschaft des Gewissens, und darum ist ein tiefes Gefühl für Verantwortlichkeit und Pflicht vorhanden. Dort die Vermittlung der Kirche, die dem Einzelnen die Last der Entscheidung nach eigner Ueberzeugung und Pflicht abnimmt. Die Religion, die unser allgemeines Denken und Gewissen beeinflußt, ist die protestantische; denn auch unsre Katholiken sind, verglichen mit denen in Spanien, Protestanten. Also laßt uns Gott danken für die Reinheit der Verkündigung, die wir überkommen haben, laßt uns pflegen den männlichen und inbrünstigen Glauben, der unser Volk groß gemacht hat und uns allein vor dem Niedergang bewahren kann. Willst du unser Volk sich erheben sehen zu wachsender Arbeit, so sieh zu, daß der Geist Jesu Christi freien Lauf behalte, unser nationales Leben zu bilden.

Wir haben Gott zu danken, daß er unser Volksleben in engere Berührung mit sich selbst gebracht hat. Wir haben wieder das Ehrfurcht weckende Gefühl seiner Leitung, seiner Aufsicht gehabt. Und jetzt sind wir durchdrungen von dem Bewußtsein einer Mission, die er uns auferlegt. Wenn wir uns einer Erweiterung unsers Gebietes freuen, so freuen wir uns mit Furcht und Zittern. Wir haben sie nicht gesucht, aber wir haben zu gehorchen. Die Jugendzeit unsers Volkes ist beendigt, das Werk des Mannesalters liegt vor uns. Die Feuersäule hat sich erhoben, wir müssen unser Lager abbrechen und folgen, ohne zu wissen, wohin, müssen lernen, im Glauben zu wandeln und nicht im Schauen. Und wenn die Hilfe Gottes uns nötig war in der Vergangenheit, wie viel mehr bedürfen wir ihrer für die Zukunft!

3

Wie man sieht, ist diese Predigt von andrer Art als die Predigten, die wir bei uns in Deutschland zu halten und zu hören oder — nicht zu hören gewohnt sind. Der erste Eindruck war bei mir: Eine Predigt für Männer. Bei uns sieht man in vielen Gottesdiensten fast nur noch Frauen, und Lhotzky hat Recht, wenn er sagt, man habe sich auf manchen Kanzeln sogar auf ein gewisses Damenchristentum eingerichtet, „so ein ewig weibliches, mit Eau de Cologne bethräntes und mit Batisttaschentüchlein getrocknetes.“ Statt dessen solle man den leider so wenig beachteten Bibeltext manchmal hervorholen: Gehe hin und rufe deinen Mann! Der amerikanische Prediger scheint Männer als wesentlichen Teil seiner Zuhörerschaft vorausgesetzt und demgemäß seine Predigt eingerichtet zu haben.

Man mag mancherlei Bedenken gegen sie geltend machen. Nennt man sie eine politische Predigt und meint sie damit abgethan zu haben, so thut man ihr Unrecht. Kein Ton von Parteigezänk klingt in ihr; und die auswärtige Politik kommt in ihr nicht um ihrer selbst willen zur Sprache, sondern um dessen willen, was in ihren Ereignissen Gott dem amerikanischen Volke nach der Ueberzeugung des Redners hat zeigen wollen. Dabei wird freilich auf ganz bestimmte politische Vorgänge hingewiesen, und wenn man solche Aeußerungen aus dem Zusammenhang herausreißt, kann man sie sogar unter das einreihen, was unsre Zeitungen als Blütenlese aus amerikanischen Predigten während des Kriegs oder zum Erweis: „was man in Amerika auf die Kanzel bringt“ oder unter andrer Spitzmarke mitgeteilt haben.

Mit mehr Grund mag man den Kopf schütteln über die etwas rasche Erkenntnis der Wege Gottes und mag eine größere Zurückhaltung im Sinne von Röm. 11, 33 und 34 angezeigt finden. Auch die religiöse Beurteilung des Krieges an und für sich wird Widerspruch erwecken, und vor allem wird die Grundvoraussetzung, daß dieser Krieg aus idealen Beweggründen entstanden sei, bei uns in Deutschland immer noch starkem Zweifel begegnen. Wenn es in einer der besten Reden, die zum Gedächtnis Bismarcks gehalten sind, der des Historikers von Bezold, heißt, Bismarck habe für seinen Teil mit einer der widerlichsten Gepflogenheiten der auswärtigen Politik gebrochen, mit der feierlichen Lüge, die das Schwert nicht im eignen Interesse, sondern im selbstlosen Dienst einer Idee, wohl gar eines religiösen oder humanitären Prinzips zu ziehen vorgiebt, so ist damit die bei uns vorherrschende Beurteilung auch des spanisch-amerikanischen Krieges angedeutet. Immerhin wird man die Möglichkeit, daß wir über einen Einschlag idealer Motive allzusehr hinwegsahen, weil politische und wirtschaftliche Gründe uns eine völlig unbefangne Prüfung erschwerten, zugeben müssen. Und daß Rauschenbusch von der Alleinherrschaft oder zum mindesten Vorherrschaft jener Motive felsenfest überzeugt ist, kann, zumal wenn man sich des erwähnten Artikels erinnert, keinem Zweifel unterliegen.

Darum darf man sich, über alle Bedenken hinweg, erfreuen an dem Stil, in dem die Predigt gehalten ist. Aus unsrer großen Zeit 1870/71 stammen, soweit mir bekannt, nicht viele Predigten, die ihr ohne weiteres an die Seite zu setzen wären, was die gegenseitige Durchdringung des Nationalen und des Religiösen anlangt. In die eigentümliche Verbindung, die christlicher Geist und Volksgeist in Amerika eingegangen sind, eröffnet sich hier wieder ein Blick; das männliche, aktive, wenn man will aggressive Christentum mit seiner Gewißheit, eine große Mission zu haben, giebt sich deutlich kund.

Können wir nicht Etwas davon lernen? Ich denke zuerst an unsre Buß- und Bettagspredigten. Sie sollen keine politischen Predigten sein; aber etwas stärker den nationalen Ton anzuschlagen, wie es in Amerika am Danksagungstag, aber auch in der Schweiz am eidgenössischen Bettag, und nicht nur in unruhigen Zeiten geschieht, würde der heutigen Bedeutung unsrer Bettagsfeier entsprechen. Doch auch unsern sonstigen Predigten thäte noch mehr Berührung mit dem Leben der Nation not. Ich weiß Alles, was man dagegen sagen kann, von der Ewigkeitsluft an, die der Zuhörer atmen soll, bis zu den verschiednen Gefahren, denen man sich aussetzt.

Allein da unsre Predigten für die Männer nicht anziehend oder nicht fesselnd genug sind,*) so fragt es sich, ob nicht einen Teil der Schuld die Isolirung gegenüber dem realen, zumal dem nationalen Leben trägt, wie sie in unserm kirchlichen Betrieb und namentlich in unsern Predigten üblich ist. Darum hat die amerikanische Danksagungspredigt für uns einen vorbildlichen Wert noch über den hinaus, den sie als charakteristische Zeitpredigt und Spiegelbild eines weltgeschichtlichen Ereignisses besitzt.

Eduard Simons

In der Geisterstunde

Novellen von Paul Heyse

Vor ein paar Jahren erschienen aus der Feder Paul Heyses in der Deutschen Rundschau unter dem Gesamttitel „In der Geisterstunde“ eine Reihe von fünf Novellen, die später in ein Bändchen vereinigt worden sind (Berlin, Besser; gebunden 5 Mk.). Sie zeigten, daß Heyse, obwohl er — 1830 geboren — schon tief im siebenten Jahrzehnt des Lebens stand, doch immer noch die Eigenschaften besaß, durch die er in jungen Jahren sich fast im ersten Anlauf einen Platz unter unsern her-

*) Vergleiche den noch heute lesenswerten Aufsatz im Jahrgang 1895, S. 273 ff.: Etwas vom Predigen, mit dem Schlußurteil: „In Summa: die Predigten sind zu langweilig.“

vorragendsten Dichtern errang: die Kraft, Schönheit und Biegsamkeit der Sprache, die Anschaulichkeit der Charakterzeichnung, den Reichtum der Erfindung, das Gefühl für das Vornehme, Feine, Aristokratische und den Sinn für das, worin — freilich nach seiner Auffassung — der Wert und die Tragik des Menschenloses bestehn. Allerdings tritt auch noch ein Andres in dem Novellenzyklus hervor: daß Heyse von der Art, wie er einst das Menschenleben, seinen Zweck und sein Ziel betrachtete, nicht zurückgekommen ist, und diese Art ist so, daß er das Wort Goethes auf sich schlechthin anwenden kann, das bei diesem selbst doch nur einen Abschnitt seiner Entwicklung kennzeichnet: „ich bin ein dezidirter Nichtchrist."

Betrachten wir dies kurz im Einzelnen.

Die erste Erzählung ist überschrieben: Die schöne Abigail. Eine Abendgesellschaft unterhält sich über Spiritismus und im Zusammenhang damit über das „Für und Wider jener rätselhaften Erscheinungen, die auf der helldunkeln Grenze zwischen Seelen- und Nervenleben stehn," und man kommt darauf, geisterhafte Vorgänge zu erzählen, die ganz zu leugnen Niemand sich getraut; hat man doch am Abend selbst genug unwidersprechliche Beweise dafür gehört, daß die Seelen auch ohne Vermittlung sinnlicher Zwischenträger auf einander zu wirken vermögen. Das Wort wird zuerst einem Oberst a. D. übertragen, der im Winter 1869 auf 1870 — vor zehn Jahren — als Oberleutnant in München auf den öffentlichen Bällen ein Mädchen von wundersamer Schönheit, das aber marmorkühl aus großen grauen Augen blickte, kennen gelernt hat — die Tochter eines verstorbnen österreichischen Großgrundbesitzers und einer Schottin. Das Mädchen hat den Vater — als einzigen Menschen, für den sie sich überhaupt je erwärmte — geliebt; mit der Mutter aber „versteht es sich in keiner Sache." Der Leutnant wird von glühender Liebe zu Abigail erfaßt, fühlt sich jedoch durch das kühle Wesen des Mädchens immer wieder seltsam zurückgestoßen:

> Wissen Sie, wie ich mir vorkomme? Wie ein Eiszapfen, der eine Flamme lustig flackern sieht und sich schämt so starr und kalt zu bleiben; er rückt der Flamme näher, er schmilzt langsam ab — weiter erreicht er aber nichts: wenn die letzte eisige Starrheit geschwunden ist, wird er selbst nicht mehr vorhanden sein.

Als der Krieg gegen Frankreich plötzlich hereinbricht und der Leutnant ins Feld ziehen muß, sagt sie:

> Ich will Ihnen das Geständnis auf den Weg geben, daß ich fest überzeugt bin, wären Sie noch ein paar Wochen oder Monate wie bisher freundlich und gut gegen mich gewesen, so hätte sich der bewußte Eiszapfen in ein frisch grünendes Reis verwandelt und Blüten getrieben.

Aber wenn sie auch nunmehr halb als Verlobte scheiden — die erste — und letzte — Umarmung duldet sie nur und erwidert sie nicht; die Lippen, die er endlich berühren darf, sind kühl, und auf alle die heißen Briefe, die er aus dem Felde an Abigail richtet, erhält er keine einzige Antwort. So zieht sich sein Herz allmählich von der Geliebten zurück; verwundet, in Mainz in einem Hause liebevoll verpflegt, setzt er einen Strich unter Alles, was einst gewesen ist, und heiratet Helene, die ihn gepflegt hat und seine Liebe in vollem Maße verdient. Als Abigail endlich schreibt, als sie sagt, sie habe von seiner Verwundung gehört und sei bereit zu kommen, wenn er sie bedürfe, da ists zu spät, und am Ende heiratet auch sie einen fünfunddreißig Jahre ältern Mann, einen Kunstfreund, der sie wegen ihrer Schönheit vergöttert.

Wir unterlassen es, alle Fäden hier aufzureihen — genug, eines Tages besucht der verwitwete und zur Ruhe gesetzte Oberst einen alten Kriegskameraden, einen Arzt, der in einer Provinzialstadt wohnt; durch einen Zufall erfährt er, daß Abigails inzwischen auch verstorbner Gemahl in der Stadt gewohnt hat; er vermutet, daß sie vielleicht selbst noch da lebt. Den Abend verbringt er einsam in einer Weinstube, wo er den Arzt vergeblich erwartet; um zwölf Uhr kehrt er in sein Zimmer im Gasthof zurück. Wie er eintritt — sieht er auf einem Sopha Abigail sitzen. Er ruft sofort ihren Namen aus. „Kennen Sie mich wirklich noch? fragt sie; war alle Mühe, die Sie sich gegeben haben, mich zu vergessen, umsonst?" Sie ist schöner, von reifern Formen, als da er sie als Mädchen sah, aber blasser, und die Brauen ziehen sich zuweilen schmerzlich zusammen. Nie ist er in der Tiefe des Herzens völlig des dumpfen Vorwurfs Meister geworden, daß er doch nicht ganz recht an ihr gehandelt hat — und nun erfährt er, daß von allen jenen Briefen aus dem Feld ihr nicht ein einziger zukam, sondern daß alle von der Mutter unterschlagen wurden, der ein Oberleutnant als Schwiegersohn nicht genügte. „Wer weiß, ob wir mit einander glücklich geworden wären? wirft sie ein; ich gestehe Ihnen, ich weiß immer selbst noch nicht, ob ich im Grunde gut oder schlecht bin — vielleicht keines von beiden." Ihm aber zerreißt das alles das Herz; und während sie aus einem mit Blumen gefüllten Glase ein Sträußchen Rosen und Jasmin sich auswählt und ihm dafür eine Hand voll Immortellen zurücklassen will, ruft er:

> Wie? soll dies unser letztes Begegnen sein? Sie sind wieder frei, ich so einsam wie Sie, und daß wir nicht früher zusammen kommen konnten, das war nicht unsre Schuld. Können Sie — kannst du, Abigail, dich jetzt noch entschließen, mein Weib zu werden? . . . Nein, mein schöner Herr, sagt sie bitter; Sie haben mich darum gebracht zu erfahren, wie das Leben an der Seite eines geliebten Menschen sein könnte; das holt man nie wieder nach.

Aber er soll und will sie heimgeleiten, und so gehen sie durch die Straßen der Stadt — ein ihnen begegnender Nachtschwärmer nimmt freilich nur den Obersten, nicht auch das schöne, seltsam gekleidete Weib neben ihm wahr — hinaus vors Thor, bis an ein breites Eisengitter, das den Eingang in einen weiten Garten mit einer geraden Allee aus zypressenartigen Taxussträuchern verschließt: an manchen Stellen leuchten Marmorbilder aus dem Grün hervor. Abigail gleitet durch das Gitter, als wäre statt der üppigen Frauengestalt eine Wolke hindurchgeschwebt, und wie der enttäuschte Oberst Einlaß oder wenigstens einen einzigen Kuß als Zeichen der Verzeihung für sein schweres Vergehen begehrt, da greift sie mit den glatten weißen Armen durch die Stäbe; ganz nahe leuchten ihre großen grauen Augen, die auch jetzt ohne Liebe und ohne Haß in kaltem Glanze strahlen; ihr Mund preßt sich auf den seinen; ihre Lippen sind kalt, aber ihr Atem glüht ihn an; ein seltsamer Schauer, halb Angst, halb Seligkeit, rinnt durch seine Adern; ihre Arme umstricken ihn gleich Schlangen, es ist ihm, als ob sie ihm die Seele aus dem Leibe sauge — er kann sich nicht loslösen, er kann nicht schreien, noch zwei Augenblicke, und Alles ist aus — da durchbricht ein Schlag wie ein Peitschenknall die grauenhafte Stille, Abigail lacht auf und läßt ihn los: er aber bricht ohnmächtig zusammen.

Wie er erwacht, ist sein Freund, der Arzt, der spät in der Nacht, am Schluß der Geisterstunde, von einer Ausfahrt zu einem Kranken auf das Land zurückgekommen ist, um ihn beschäftigt: „Was Teufel hast du in dieser Stunde am Thor des Friedhofs zu suchen?" — Alles wäre zu erklären aus der plötzlich erweckten Erinnerung an Abigail, aus den Gewissensbissen, dem schweren Wein, der Thatsache des Albdrucks — doch der Oberst sagt still vor sich hinsehend:

> Aber was sagen Sie zu Träumen, die Spuren zurücklassen? Als ich am Morgen, nach einem langen und tiefen Schlaf, an den Tisch trat, war der Strauß von Jasmin und Rosen aus dem Glase verschwunden; auf dem Sofa aber lag ein dünnes Sträußchen verblichner Immortellen. —

Was in dieser Novelle, bei der Heyse selbst den Gedanken an die Braut von Korinth wachruft, für ein Gedanke steckt, das wird noch klarer, wenn man die andern Novellen betrachtet.

Im „Mittagszauber" sucht ein Fräulein den Geliebten, der aus dem russischen Feldzug nicht wieder heimgekehrt ist; im „Lisabethle" geht ein Kind, das früh abgerufen ward, nach dem Stall, wo seine Hasen sind, die man aus Jammer über seinen Tod verschmachten läßt, und sorgt ihnen für Futter; im „Waldlachen" kommt ein armer lahmer Knabe nicht zur Ruhe, weil er das Mädchen, das er liebt, nicht hat heiraten können; Martin der Streber, wie ihn seine Schulkameraden wegen seines Fleißes nannten, ein Oberlehrer, kehrt zu dem Hause zurück, in dem sein Weib mit dem zweiten Gatten lebt, und weidet sich an der Qual zu sehen, daß sie sich für seinen Verlust hat trösten können, und daß ein Kinderbettchen neben ihrem Lager steht, in dem nicht sein Kind ruht. Er war so schwer gestorben, sagten die Leute, und das ist begreiflich, da er ein so schönes Leben

hatte; darum kehrt er aus der „höhern Bildungsanstalt,“ wie er sich ausdrückt, aus dem Jenseits wieder, aber nicht zu seiner Beruhigung: es graut ihm jetzt bei dem Gedanken, daß es ein Wiedersehen geben möchte — was soll ihm das Wiedersehen einer Frau, die nach seinem Hingang einem Andern ihr Herz geschenkt hat, eines Sohnes, der vielleicht an dem zweiten Vater hängt und von ihm nichts mehr weiß! „Nein, ruft er aus, lieber versinken, vergessen bis auf den letzten Schimmer der Erinnerung!“

Diese Worte stehen in der letzten Novelle, und wenn sie so an sich ein Schlußwort des Dichters darstellen, so möchte in ihnen überhaupt der Schlüssel des Ganzen enthalten sein. Ohne Frage predigt Heyse von seiner „alten Kanzel.“ Wenn es, wie die Pfarrer sagen, ein Fortleben der Seele nach dem Tode giebt, dann muß es freilich sein, daß der edelste und höchste Trieb unsrer Seele, die Liebe, auch fortlebt, und das Hohelied muß im besondern Sinne Recht haben, wenn es 8, 6 f. ausruft: Die Liebe ist stark wie der Tod, also daß auch viele Wasser sie nicht mögen auslöschen. Was ist aber die Folge? Wenn wir im Leben von denen getrennt sind, die wir lieben, so geht unser ganzes, wenn auch manchmal hoffnungsloses Sehnen auf Wiedervereinigung; zur Mitternacht, im Dämmerschein des Morgens macht sich unsre Seele auf zu den Lieben und läßt sich nicht durch Berge und Thäler, nicht durch Ort und Zeit Halt gebieten; der Wunsch tritt auf die Lippen, daß Wolken und Wind den Lieben unsre Grüße zutragen, daß wir die Luft sein möchten, die sie umgiebt, damit wir sie einhüllen in die Liebe und Zärtlichkeit, die uns fast das Herz ersticken. Solange wir noch auf Erden sind — das ist Heyses Meinung — können diese Wünsche, die Niemand glühender ausspricht als er, sich ja immer noch erfüllen; ist aber der Tod einmal zwischen die getreten, die sich lieb haben, so ist die Brücke abgebrochen, auf der sie sich begegnen konnten; die Sehnsucht aber bleibt, und da sie nicht mehr gestillt werden kann, so zerrüttet sie das Leben der Abgeschiednen und macht ihnen das Dasein zur Hölle. Der Lebende hat auch hier Recht — er findet vielleicht ein neues Glück; der aber, der ins Jenseits eingetreten ist, hat nichts als Qual. Besser also, so scheint Heyse zu schließen, es erlischt alles Leben im Tode, als daß uns eine Fortdauer beschieden ist, die mit namenlosen Schmerzen erkauft werden müßte. Es gehet dem Menschen, sagen Heyse und der Prediger 3, 19, wie dem Vieh; wie dies stirbt, so stirbt er auch, und haben Alle einerlei Odem, und der Mensch hat nichts mehr denn das Vieh; denn es ist Alles eitel.

Die Macht und Hoheit der Liebe leugnet Heyse also nicht — wer hat sie so oft und ergreifend in Prosa und in Versen geschildert, sie, die nur einmal genossen zu haben der Geliebten seines Rafael Trost für ein langes Leben der Entsagung bietet! —: aber die Hoheit der Menschenseele knickt er doch, indem er ihr die ewige Dauer bestreitet. Es wird nicht leicht, einem Manne von so geschlossener Weltanschauung zu entgegnen, und wer vermöchte anders als mit Zagen an den Vorhang heranzutreten, der das Jenseits deckt. Aber Eins wissen wir als Christen, woran Heyse nicht glaubt: der, dessen Apostel gesagt hat: Die Liebe höret nimmer auf (1. Kor. 13), der kann aus dieser Liebe nicht nur Qual hervorwachsen lassen; und dann: auch hier muß das Wort gelten: Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen. Weil Heyse keinen Gott kennt, so bedeutet der Tod, hinter dem noch ein Leben käme, für ihn nur Verlust, Trennung, Seelenqual, und sein Blick schweift nun zurück zu dem, das war und nun nicht mehr ist — „daß man doch zu seiner Qual nimmer es vergißt!“ Wir Christen aber vermögen uns vorzustellen, daß die Lieben, die von uns gegangen sind, im Jenseits mit raschem Blick die uns Irdischen vielleicht lang erscheinende Spanne Zeit überfliegen, da unsre und ihre Wege noch getrennt sind, und daß sie, vor deren Auge Gottes Wege und Ziele entschleiert sind, nicht auf die Zwischenzeit, sondern nur auf das Endziel in Freude und Trost sich richten — auf die Vereinigung derer, die der Tod getrennt hat, die aber am Herzen des allliebenden und allerbarmenden Vaters sich wieder finden sollen. Ueberhaupt — wer vermöchte anders als ahnungsweise davon zu denken und zu reden, wie viel sich in unserm Leben ändern wird, wenn wir in eine Welt übertreten, da die Ketten, die wir im Leibe getragen haben, abgefallen sein und wir aus der Gemeinschaft mit Unvollkommenheit, Sünde und Tod hineingestellt sein werden in die beseligende Gemeinschaft mit Gott! Es ist gesagt Offenbarung 21, 4: „Da wird Gott abwischen die Thränen von den Augen; der Tod wird da nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen werden mehr sein“ — das ist eine Verheißung, bei deren Klang Heyse, dem sein Söhnchen im schönsten Aufblühen entrissen ward, trübe lächeln wird, die aber schon Unzählige getrost über den finstern Schlund hat wegsehen und wegschreiten lassen, der uns von den vorangegangnen Unsern trennt; eine Verheißung, die uns vor dem furchtbaren Gedanken bewahrt, daß diese unsre Lieben, indem sie uns umschweben, nur mit fressendem Kummer uns noch auf dieser Erde wandeln sehen könnten. Es hat etwas Erschütterndes, zu verfolgen, wie Heyse die Kraft der heißen Liebe zeichnet, die von den Ihren, in denen sie im Diesseits lebt und webt, auch im Tode nicht lassen will, und die von den Pforten des Jenseits verzweifelnd zurückkehrt zu den Stätten, wo die Geliebten weilen, nur um ihren Atem zu bewachen; aber wir Christen, die wir ihm seine Glut und seinen Schmerz nachempfinden, haben die Hoffnung, daß wir im Jenseits zu einer höhern Form des Seins gelangen, in der wir festhalten, was hienieden an uns gut war, und eines noch Bessern teilhaftig werden.

Gottlob Egelhaaf

Verschiedenes

Von den beantworteten Fragebogen. Als wir im November unsern Fragebogen ausgehen ließen, hatten wir 4204 Abonnenten. 1556 Bogen sind wieder zurückgekommen, darauf haben sich 1726 Leser eingetragen, nämlich 1234 Theologen und 491 Laien, 1490 Leser und 236 Leserinnen; 534 waren gleichzeitig Abonnenten der Chronik, 153 Beauftragte von Lesezirkeln.

Auf Länder und Provinzen verteilten sich die Antworten wie folgt:

Brandenburg	146	Waldeck	8
Rheinland	114	Lübeck	8
Hannover	109	Sachsen-Altenburg	5
Provinz Sachsen	104	Sachsen-Meiningen	3
Hessen-Nassau	95	Reuß j. L.	3
Schlesien	62	Oldenburg	2
Schleswig-Holstein	62	Schaumburg-Lippe	2
Westfalen	38	Schwarzburg-Rudolstadt	1
Pommern	31	Lippe-Detmold	1
Ostpreußen	17	Schweiz	36
Westpreußen	17	Rußland	15
Posen	9	Oesterreich-Ungarn	12
Württemberg	140	England	5
Sachsen	81	Italien	5
Hessen	63	Nordamerika	4
Bayern	43	Frankreich	2
Baden	36	Holland	2
Elsaß-Lothringen	35	Schweden	2
Hamburg	24	Dänemark	1
Sachsen-Weimar	21	Rumänien	1
Anhalt	20	Türkei	1
Braunschweig	17	Aegypten	1
Mecklenburg	17	China	1
Sachsen-Coburg-Gotha	13	Brasilien	1
Bremen	9		

Wem es Vergnügen macht, diese Tabelle mit unsrer letzten Veröffentlichung über die Abonnentenzahl der Christlichen Welt zu vergleichen, den verweisen wir auf 1897, Nr. 31. Dort gaben wir aus Anlaß des damaligen Verlagswechsels eine vergleichende Zusammenstellung des augenblicklichen Standes (4117) mit dem 1893 — infolge des Apostolikumstreits — erreichten höchsten (4555) ebenfalls nach Ländern und Provinzen. R

Probenummern

Die heutige Nummer sowie die nächste und nächstfolgende, also Nr. 11, 12 und 13, werden in erhöhter Auflage gedruckt und stehn in beliebiger Anzahl unentgeltlich zur Verfügung. Wir bitten unsre Leser und Freunde davon Gebrauch zu machen und die Nummern entweder selbst zu verteilen oder dem Verlag (in diesem Falle am besten nach Frankfurt a. M.) Adressen zu schicken.

Auch bitten wir angesichts des bevorstehenden Quartalwechsels um rechtzeitige Neubestellung.

Redaktion und Verlag der Christlichen Welt

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Versammlungen

Berlin und Vororte: Montag, den 20. März, abends $7^1/_2$ in den Viktoriasälen, Leipziger Str. 134: Besprechung über einige praktische Aufgaben, zu der die Mitglieder besonders dringlich eingeladen werden.

Magdeburg: Erste Vierteljahrsversammlung, Donnerstag, den 6. April, nachmittags 3, Hasselbachstraße: Professor D. Bornemann aus Basel über Evangelisation unter den Entkirchlichten (vgl. die betr. Schrift von Johannes Müller). Auch Damen sind willkommen.

Brot für Steine!

Im Lande der Wasaramo in Deutsch-Ostafrika herrscht große Hungersnot. Die Wasaramo wohnen unmittelbar im Hinterlande unsrer ostafrikanischen Hauptstadt Dar-es-Salaam, in der Landschaft Usaramo. Die Deutsch-Ostafrikanische Mission hat dort zwei blühende Missionsstationen, Kisserawe und Maneromango; von beiden kommen fröhliche Nachrichten. Kleine Christendörfchen blühen auf. Allein eine große Not drückt seit längerer Zeit das arme Volk. Der Regen ist dreimal in der gewöhnlichen Regenzeit ausgeblieben und dreimal die Aussaat vertrocknet. Nun giebt es zwar seit dem ersten Weihnachtstag reichlichen Regen, aber seit dem 28. Dezember auch Heuschrecken und zwar seit diesem Tage beständig und in ungeheuren Schwärmen, noch viel schlimmer als im vorigen Frühjahr! Die Saat ist zum Teil schon aufgefressen, und wenn sie noch einige Tage bleiben, ist Alles wieder dahin. Kein einziges Körnchen dürfte noch zu einer abermaligen Saat vorhanden sein. Die meisten Wasaramo haben nun viermal umsonst gesäet! Es sind hier und da schon Zustände, wie jüngst in Indien.

Missionar Peters giebt einen schönen Rat, wie man helfen könnte. Die armen Leute drängen sich mit Macht zur Arbeit, um ein wenig Reis zu verdienen. Allein unsre arme Mission hat keine genügende Arbeit und noch weniger Geld, den armen Leuten Reis dafür zu liefern. Nun möchten die Brüder in Maneromango eine Kirche bauen und dazu die Steine schon jetzt in den Tagen der Hungersnot herschaffen lassen. Es sind besonders Frauen und arme Kinder, die von den Bergen rings umher die festen Granitsteine suchen und auf den Bauplatz tragen. Für die Steine bekommen sie Brot, das heißt Reis, um ihren Hunger zu stillen. Etwa tausend Rupies (1 Rupie = 13 Groschen) sind an Steinen nötig, um eine schöne, große, feste Kirche zu bauen. Der Missionar fleht auf das dringendste um dieses Geld, damit er seine Leute nicht verhungern zu lassen braucht und anfangen kann, seine Kirche zu bauen.

Auf diesen Brief hin habe ich mich verpflichtet, ihm mit der nächsten Post die tausend Rupies hinauszusenden. Ich hoffe, daß die evangelischen Deutschen mich nicht im Stiche lassen, sondern mir helfen werden den armen verhungernden Reichsgenossen den Hunger stillen. Nicht nur sollen sie für die Steine Brot erhalten, sondern die Steine sollen ja auch gleich dazu dienen, ein Gotteshaus zu bauen, in dem ihnen das Brot des ewigen Lebens gereicht wird.

Es heißt aber in diesem Fall ganz besonders „Doppelt giebt, wer schnell giebt." Jede Gabe nimmt dankbar an die Redaktion dieses Blattes, der Missionsinspektor Pastor Trittelvitz, Berlin W, Schaperstraße 3, und

F. v. Bodelschwingh, Pastor zu Bethel bei Bielefeld.

Gesucht auf sofort zur Stütze der Hausfrau und weiteren Ausbildung im Haushalt 2c. ein gebildetes, nicht mehr ganz unerfahrenes, junges Mädchen, am liebsten ohne Vergütung. Anerbietungen u. Empfehlungen gewünscht von **A. Hörmann**, Pastor in Burgdorf bei Börssum.

Hauslehrer

wird gesucht v. Ostern für 2 Knaben v. 11 u. 8 Jahren u. 1 Mädch. v. 9 J. v. Eisenwerksbes. **Uetto** in Kallich i. B. b. Zöblitz i. S. Freie Station incl. Wäsche. Gehaltsanspr. u. Zeugnisabschr. erb.

In einem **Leipziger Pfarrhause** finden zu Ostern 1 oder 2 Pensionäre (Schüler) Aufnahme. — Auskunft erteilt und Anerbietungen **vermittelt** Pfarrer D. Buchwald, Leipzig.

Evangelische Männer, welche über die politischen und sozialen Zeitfragen knapp und verständlich schreiben können, wollen ihre Adresse einsenden an

Pastor **Warneke**, Helmstedt.

Für jeden Konfirmanden
1 Exempl. 30 Pfg. bei 50 - je 20 - **Weckstimmen** - feine Bändchen à Mk. 1.20.
Wahre Erzählungen, Lebensbilder, Reiseschilderungen etc. von ersten Schriftstellern - Reich illustriert - M. HOLLAND, STUTTGART.
eine grosse Freude u. von bleibendem Segen.

Neu!

Konzert-Trompete

gesetzlich geschützt unter Nr. 49987.

Vorzügliches Instrument für Nichtmusiker zum Blasen aller erdenklich. Melodien, Lieder, Signale, Märsche, Tänze geeignet u. aus best. Messing konstruirt. **Keine Notenkenntnis erforderlich und ohne Unterricht sofort von Jedermann zu blasen. Voller Klang schon bei ganz geringem Blasen.** Für Erwachsene u. Kinder gleich amüsant.

Preis mit 4 Ventilen . . . . Mk. 4.50
" " 8 " . . . . . " 6.—
" " 12 " . . . . . " 9.—

(fein vernickelt per Stück 50 Pfg. mehr) inkl. Liederbuch. Die Preise sind so niedrig gestellt, damit Jedermann einen Versuch machen kann, der unzweifelhaft zur Verbreitung und Nachbestellung führen wird. Versand gegen Nachnahme von

Carl Schürmann
Musikwerke
Haspe in Westfalen.

Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmedaillen etc.

EMMER

Pianinos 450 Mk. an, Flügel 10jähr. Gar.
Harmoniums 95 Mark an.
Abz. gest. Bar: Rabatt und Freisend.

Fabrik W. Emmer, Berlin,
Seydelstrasse 20.

Die Herren Leser haben Ausnahmepreise.

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshause
empfehlen alle Arten
Paramente u. Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter,
Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung.

Pensionat Dietz, Biebrich a. Rhein für Töchter besserer Stände. Ausbildung in wissenschaftlicher wie wirtschaftlicher Beziehung.

Bezüglich der Anstalt, welche unter Leitung von Fräulein Franziska Dietz, Tochter des † Herrn Kirchenrat Dietz steht, sind Herr Pfarrer Dr. Gerbert und Herr Pfarrer Genth zu Biebrich gern zu jeder Auskunft erbötig.

Empfohlen als Konfirmations-Geschenk!

Der beste und zuverlässigste Führer durch die moderne Litteratur.

Soeben erschien:

Die deutsche Dichtung der Gegenwart.

Die Alten und die Jungen.

Von
Adolf Bartels.

Verlag von Eduard Avenarius, Leipzig.

Zweite sehr vermehrte Auflage.

Broschirt in hübschem Umschlag Mk. 3.60, gebunden in Ganzleinen Mk. 5.—.

Preßstimmen zur ersten Auflage:

„Scharfer Geist, Fähigkeit in knapper Form vieles zu sagen, das Streben nach Gerechtigkeit ist überall unverkennbar; Adolf Bartels scheint sich in seinem völlig selbständigen Urteil durch keine Parteinahme verwirren zu lassen ... eine bei aller Kürze so gründliche Uebersicht der dichterischen Bestrebungen unseres Jahrhunderts in Deutschland dürfte sich sonst kaum finden ..."
(Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung.)

„Eine Studie, wie die vorliegende, ist ein vortrefflicher Führer für Tausende, um aus dem Labyrinth der zeitgenössischen Produktion und Kritik heraus einen übersichtlicheren und freieren Standpunkt zu gewinnen." **(Dresdner Journal.)**

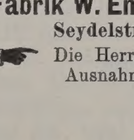
„Das Bartelssche Buch lehrt die Vergangenheit verstehen; wer es liest — es ist so anziehend geschrieben, daß man öfter und gern zurückkehren wird — hat für alles Kommende sicheren Blick, festeres eigenes Urteil und gewinnt größere Unabhängigkeit von der flatterigen, götzendienerischen und unmoralischen Kritik mancher — und auch großer — Zeitungen."
(Freiburger Zeitung.)

„So wird man denn das Buch vor allem denjenigen, die sich rasch in der modernen Litteraturgeschichte orientiren wollen, empfehlen können, denn es enthält gerade das nötige Material in trefflicher Anordnung und in frischer Darstellung."
(Berner Bund.)

„Eins macht die Lektüre des Buches zu einem Genuß: Der Verfasser verurteilt nicht, sondern müht sich zu verstehen ... Seine persönliche Stellung zu all dem ist eine sehr gesunde." **(Der Protestant.)**

„Man darf wohl von jedem deutschen Prediger eine Bekanntschaft mit der jüngsten deutschen Dichtung verlangen, und zur Einführung in dieselbe eignet sich das Buch von Bartels vortrefflich."
(Deutsch-Amerikanische Zeitschrift für Theologie u. Kirche.)

Kunst-Anstalt für Kirchenschmuck



von **Dr. C. Ernst**, Berlin W., Kronenstr. 24.
Sämtliche Kirchengeräte (Abendmahls- und Taufgeräte, Altarleuchter und Kruzifixe, Taufsteine, Kirchenfenster, Altargemälde etc.), **Paramente** (Altar- und Kanzelbekleidungen, Bahrtücher, Kirchenteppiche etc.) stilvoll und gediegen zu mässigen Preisen. **Hostien** das Tausend Mk. 1.50. — **Ornate.**
Reichhaltiges Musterlager zur gefälligen Besichtigung.
Musterblätter und Preisverzeichnisse kostenlos.

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Konfirmations-Geschenk

Im Garten Gottes

v. Senior D. Dr. **Bärwinkel.**

Inhalt: 1. Ueber den religiösen Wert von Fritz Reuters „Ut min Stromtid.“ 2. Emanuel Geibel, ein Prophet des deutschen Volkes. 3. Die kulturgeschichtliche Bedeutung von Gustav Freytags Roman „Soll und Haben.“ 4. Winfried Bonifacius u. Gustav Freytags „Ingraban.“ 5. Carl Gerok, ein Prediger und Dichter von Gottes Gnaden. 6. Die Matthäus-Passion von Joh. Seb. Bach und das Oberammergauer Passionsspiel. 7. Gustav Adolf in der Geschichte und im Devrientschen Volksschauspiel.

Geheftet 3 Mk. Gebunden 4 Mk.

Carl Villaret, Erfurt.

Pianinos, von ℳ 400.— an. **Harmoniums,** von ℳ 80.— an.

Amerik. Cottage-Orgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Gr. illust. Katalog gratis-franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.

Wilh. Rudolph in **Giessen 162.**

Für Volksbibliotheken

vorzüglich geeignet sind die allseitig warm empfohlenen Schriften aus dem Verlage von

Alexander Köhler

in **Dresden 9.** Ausführl. Verzeichnisse mit Beurteilungen unberechnet postfrei.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Neue Schriften über Richard Rothe.

Demnächst erscheinen:

Richard Rothe.

Gedächtnisrede
gehalten
zur Feier des hundertsten Geburtstages
in der Aula der Universität
von
Dr. **Ernst Troeltsch,**
z. Zt. Dekan der theologischen Fakultät zu Heidelberg.

8. ca. M. —.80.

Richard Rothe als akademischer Lehrer.

Vortrag
von
Heinrich Bauer,
Pfarrer in Frankfurt a. M.

8. ca. M. —.60.

Kürzlich erschienen:

Richard Rothe als praktischer Theologe.

Von
D. **Heinrich Bassermann,**
Kirchenrat und Professor der Theologie in Heidelberg.

Groß 8. 1899. M. 1.60.

R. Rothe's speculatives System

dargestellt und beurteilt
von
D. **H. J. Holtzmann,**
Professor der Theologie an der Universität Straßburg.

Groß 8. **1899.** M. 5.60. Geb. M. 6.60.

In unserm Verlage erschien:

Zur Jesuitenfrage!

Hering, D. H. Prof. a. d. Univ. Halle, **Zur Jesuitenfrage.** Die Lehre von dem erlaubten Doppelsinn beim Eid, aus Liguoris Moraltheologie mitgeteilt u. erläutert. 50 Seiten 8°. 0,60

Tschackert, D. P. Prof. a. d. Univ. Göttingen, **Zur Jesuitenfrage.** Die Unvereinbarkeit des Jesuitenordens mit dem deutschen Reiche. An authentischen Gesetzen des Ordens nachgewiesen. 39 Seiten 8°. 0,60

Gegen Einsendung des Betrags in Briefmarken erfolgt postfreie Zusendung.

Berlin W 9, Köthenerstr. 4 **Reuther & Reichard.**

J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung in Gießen.

Der
Apostel Paulus.
Ein Lebensbild
von
W. Wolff,
Pfarrer.
geh. 1 Mk. 20; geb. 2 Mk. 25.

Amos und Hosea.
Ein Kapitel a. d. Geschichte der
israelitischen Religion
von
Prof. **D. J. J. P. Valeton,** jr.
Aus d. Holländ. übers. von
Fr. K. Echternacht,
Pfarrer.
— 3 Mk. 60 Pfge. —

Religion und Moral.
Streitsätze für Theologen
von
D. Martin Rade.
— 60 Pfge. —

Die
Entstehung des Volkes Israel
von
D. Bernh. Stade,
Geh. Kirch.-Rat u. Prof. d. Theol.
— 60 Pfge. —

Die
neuen Funde
auf dem Gebiete der
ältesten Kirchengeschichte
(1889—1898)
von
D. Gustav Krüger,
Professor d. Theologie.
— 60 Pfge. —

Sören Kierkegaard,
der Klassiker unter den Erbauungsschriftstellern des 19. Jahrh.
von
D. K. Walz,
Oberkons.-Rat.
— 80 Pfge. —

Alle obengenannten neuen Schriften haben in der „Christl. Welt,“ „Theol. Litteraturzeitung,“ „Theolog. Rundschau“ und vielen andern Zeitschriften die besten Besprechungen erfahren.

Neu erschien soeben:

Christus im modernen Geistesleben.

Christliche Einführung in die Geisteswelt der Gegenwart.

Der gebildeten evangelischen Jugend und ihren Freunden

dargeboten von

Lic. theol. E. Pfennigsdorf.

Broschirt **3,50 Mk.,** elegant gebunden **4,50 Mk.**

Der reiche, **weltumspannende** Inhalt gliedert sich in 7 Abschnitte: I. die Religion, II. Christus und die Gelehrten, III. Christus und die Künstler, IV. Christus, die guten Menschen und die Uebermenschen, V. das Christentum als weltgeschichtliche Macht, VI. der evangelische Glaube, VII. Was darf ich hoffen?

Teil I—V sind auch als Einzelbroschüren erschienen.

Das Buch enthält auch eine Fülle von Stoff und Anregung für Ansprachen, Vorträge und die Predigt. Eine sehr geeignete Lektüre für **konfirmirte** Jünglinge und Jungfrauen mit höherer Schulbildung.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen wie auch direkt portofrei durch die Verlagshandlung:

Buchhandlung des evang. Vereinshauses in Dessau.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Leipzig, Querstr. 21. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage von Frau verw. Pastor Dilloo, Berlin.